
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Februar 2/2017

Aus dem Inhalt

Christian Hennecke
Auf grünem Gras 33

Gunther Fleischer
Moderate Revision 35

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz
„Gender light“ auf katholisch? 38

Georg Lauscher
Wie und wem diene ich? 45

Werner Kleine
Das Opium der Zweifler 49

Norbert Caspers
Bibel und Bühne 55

Literaturdienst: 62

Franz Josef Zeßner-Spitzenberg: Vergessen und erinnern
Erich Garhammer (Hrsg.): Heiße Fragen, coole Antworten

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Bischöfliches Generalvikariat, Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Erzbistum Köln - Generalvikariat, Dr. Gunther Fleischer, Marzellenstraße 26, 50668 Köln | Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Mommsenstraße 13, 01069 Dresden | Spiritual Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen | Dr. Werner Kleine, Goethestraße 64, 42327 Wuppertal | PR Norbert Caspers, Aher Berg 1, 51688 Wipperfürth

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christian Hennecke

Auf grünem Gras

Eine biblische Agenda

Es gibt keine biblische Geschichte, die uns in den vergangenen Jahren im Abenteuer der Kirchenentwicklung so begleitet hat wie die Geschichte der Brotvermehrung. Immer wieder lesen wir sie – in Workshops, in Pfarreibesuchen – und ganz schnell wird deutlich, dass sich in dieser Geschichte der großen Taten Gottes ein intensiver Bezug zu den Prozessen der Umkehr und des Perspektivwechsels der Kirche sehen lässt.

Johannes (Joh 6,1-15) erzählt von dem Weg, den Jesus mit seinen beiden Jüngern Philippus und Andreas geht. Jesus „wollte ihn auf die Probe stellen“, lesen wir irritiert, denn Jesus hatte offensichtlich eine Perspektive, in die die Jünger erst noch hineinwachsen sollen. Gehen wir dieser Perspektive mal nach, und versuchen sie zu kontextualisieren.

Jesus, so lesen wir bei Markus, hatte Mitleid mit den vielen Menschen, denn „sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben“. Deswegen folgen sie ihm ja, weil sie das Leben spüren, das er ausstrahlt. Und nun sind sie alle da, und es geht – scheinbar – um ein reines Logistikproblem. Oder noch besser: es geht um Ressourcen und Mittel. Alle diese Menschen zu ernähren, das geht gar nicht. „Brot für zweihundert Denare reicht nicht aus, wenn jeder von ihnen auch nur ein kleines Stück bekommen soll“, sagt Philippus, um damit eine reale Unmöglichkeit anzudeuten. Wir haben nicht genug, wir brauchen mehr als möglich ist – also ist es unmöglich. In einer reichen Kirche, die dennoch häufig nicht die 200 Denare hat,

wird dann dennoch immer wieder gefragt und vor allem geklagt.

In diese „Prüfung“ unserer Mentalität sind wir mit Philippus gestellt. Die Frage ist doch, ob wir nicht immer wieder von den realen Unmöglichkeiten sprechen, die wir erfahren. Es ist eine hypothetische Unmöglichkeit. Denn weder werden wir die 200 Denare haben, noch gehen wir tatsächlich einkaufen. Wir vermuten sie nur, und es wird zu einer etwas depressiven und resignierten Grundhaltung führen, denn überall sehen wir nur das Fehlen von Möglichkeiten.

Genau hier setzt die Schule Jesu an: Andreas taucht auf, und berichtet von fünf Broten zu zwei Fischen. Von denen weiß er, weil er den kleinen Jungen kennen gelernt hat – und ihn wahrgenommen hat (was für die Zeit nicht gewöhnlich ist – denn was ist schon ein Kind). Und darum geht es ja. Um die Wahrnehmung. Um die Wahrnehmung auch von denen, die „klein“ sind. Und noch mehr: nehmen wir eigentlich auch wahr, wer etwas geben will. Nehmen wir wahr, wer sich einbringen will? Und sagen wir vielleicht zu schnell, dass etwas nicht genug ist oder nicht passt?

Doch: „Was ist das für so viele“? Andreas sieht auch, wie Philippus, die unendliche Diskrepanz zwischen Angebot und Notwendigkeit, aber er scheut sich nicht, das Vorhandene zu offerieren. In derselben Linie liegt auch der Bericht des Markus. „Gebt ihr ihnen zu essen“, ermutigt Jesus seine Jünger. Wir lernen als Volk Gottes mit und von den Aposteln eine erste wichtige Lektion: Die Wirklichkeit ist der Ausgangspunkt. Was wir haben und geben können, ist – in der Logik Jesu – hinreichend. Es geht nicht um die Fixierung auf Unmöglichkeiten, sondern auf die Möglichkeiten, in denen wir stehen. Entscheidend für das Nachdenken über die Herausforderungen heute ist also eine Perspektive, die die Möglichkeiten sieht, selbst dann – siehe Brotvermehrung – wenn das, was vorhanden ist, nicht hinreichend scheint.

Denn das Entscheidende passiert jetzt. Die Jünger sitzen schon, jetzt sollen sich auch die Männer (und Frauen und Kinder) setzen. Und Jesus spricht das Dankgebet und teilt aus. Was geschieht hier gerade? Das Wunder, die Machttat Jesu, ist doch nicht ein miraculöses Geheimnis, sondern ist die Kraft einer neuen Logik. Denn wenn – wie Markus uns erzählt – Jesus die Leute sich in Gruppen zu hundert und zu fünfzig setzen lässt, dann geschieht hier ein ganz wesentlich tieferes Wunder, ein Zeichen seiner Gegenwart. Die Menschen teilen, treten in Beziehung. Und die fünf Brote und zwei Fische vervielfältigen sich in der Begegnung und im Teilen der Menschen, die sich nun kennen lernen. Ein schöneres Bild für die Kirche gibt es nicht.

Aber klar wird dann auch, dass hier eine neue Kultur des Volkes Gottes in den Blick rückt: es geht nicht um Versorgung, es geht um Teilhabe, um Mitwirkung, um Partizipation. Und um Empowerment: die Menschen werden in die Lage versetzt, teilen zu können. Sie können teilen, weil die konkrete Begegnung den Wunsch nach wechselseitiger Teilhabe weckt.

Auf grünem Gras, in einem lebendigen und fruchtbaren Raum, können beziehungsreiche Wirklichkeiten wachsen. Diese 5000 sind keine Gemeinschaft, aber sie werden verbunden durch die kleinen Möglichkeiten, den Dank und die Bitte. Und weil einige mit den Teilen beginnen, und andere die Möglichkeit bekommen, teilen zu dürfen, geschieht hier das Wunder, dass am Ende alle aßen und satt wurden – und 12 Körbe weiter verteilt werden können.

In dieser Perspektive lädt die Geschichte der Brotvermehrung ein, mit einer neuen Perspektive auf die Prozesse des Umbruchs zu schauen, in denen wir stehen.

Liebe Leserinnen und Leser,

das Erscheinen der lange erwarteten revidierten Einheitsübersetzung kann im Pastoralblatt nicht unkommentiert bleiben. Am Ende wird es wahrscheinlich so viele Einschätzungen wie Lesende geben. Da eine Art synoptischer Vergleich der Änderungen nicht zur Hand ist, kann alles Gesagte nur exemplarisch sein. Mir dieser Vorläufigkeit und Subjektivität bewusst, habe ich dennoch, da meine eigene Kompetenz als Bibelwissenschaftler berührt ist, eine erste Annäherung gewagt.

Ein weiteres, keineswegs nur innerkirchlich ebenso aktuelles wie brisantes Thema heißt „gender“. Was es mit diesem Stichwort auf sich hat und wo die Grenzen zwischen säkularer gender-Anthropologie und theologisch verantworteter Anthropologie verlaufen, hält pointiert Frau **Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz** fest, emeritierte Lehrstuhlinhaberin für Religionsphilosophie und vergleichende Religionswissenschaft an der TU Dresden sowie Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste.

Der Aachener **Spiritual Pfr. Georg Lauscher** geht in seinen aus der reichen Erfahrung des geistlichen Begleiters zahlreicher Mitbrüder erwachsenden Betrachtungen diesmal dem Begriff des „Dienens“ nach, der immer auch in Gefahr ist, Maske für Problematisches zu sein.

Vermutlich nicht nur wer in der Bibelarbeit tätig ist kennt die „ewige Frage“ nach den Wundern in der Bibel, bes. im NT. Sind sie historisch? Wie sind sie überhaupt zu verstehen? Wenn der City-Seelsorger und Neutestamentler **PR Dr. Werner Kleine** schreibt, darf man mit überraschenden Antworten rechnen. So auch diesmal!

Den Schluss bildet das aus eigener Arbeit erfahrungsgesättigte, leidenschaftliche Plädoyer eines Pastoralreferenten für die Arbeit mit biblischen Kindermusicals. Ihr wohnt nach der Überzeugung von **PR Norbert Caspers** aus Wipperfürth ein ganzheitlich-missionarischer Impuls inne.

Lassen Sie sich, liebe Leserin bzw. lieber Leser, anregen, ermutigen, von Anstößen mitnehmen oder auch einfach nur ins Nachdenken und eine neue Selbstvergewisserung in Ihrem Tun und Sein bringen, wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Moderate Revision

Anmerkungen zur Einheitsübersetzung 2016

Es geht immer alles besser. Von daher ist nichts einfacher, als Kritik an der von anderen geleisteten Arbeit zu üben. Angemessener ist es da vielleicht, zunächst einmal zu würdigen, was an Überlegung, Engagement, Zeit, Kraft und auch tatsächlicher Verbesserung in das Endergebnis eingegangen ist.

Nach dieser Maxime soll gleich, nach einer Skizzierung der Entstehungsgeschichte, ein erster Blick auf die revidierte Einheitsübersetzung (EÜ) geworfen werden, die mit leichtem zeitlichen Vorsprung zur Revision der Lutherbibel am 20. September 2016 im Rahmen der Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz vorgestellt wurde. Der dahinter stehende Prozess hatte 2003, wohl auf den nicht unmaßgeblichen Rat des leider früh verstorbenen Bonner Neutestamentlers Professor Helmut Merklein hin, mit einer Verständigung der deutschsprachigen Bischofskonferenzen und der (Erz-)Bischöfe anderer deutschsprachiger Diözesen auf eine Revision der EÜ von 1980 begonnen. Diese stellte erstmals eine kirchenamtliche, *einheitlich* in der deutschsprachigen Liturgie und auch in der Schule zu verwendende muttersprachliche Übersetzung dar. Dabei ist es ein verbreitetes Missverständnis, die damals durchaus gewollte und realisierte ökumenische Mitarbeit im Begriff „Einheitsübersetzung“ eingeschlossen zu sehen; denn diese ist eine dem Entstehungsprozess sekundär zugewachsene (konkret seit 1967) und auch nur partielle. Sie ist jüngeren Datums als die Namensgebung.

Frägt man nach den Gründen für die Notwendigkeit der Revision, so lässt sich zusammenfassend sagen: Löste die Version von 1980 die bei jeder Übersetzung

zu lösende Spannung zwischen Ausgangssprache (bei der Hl. Schrift im Wesentlichen Hebräisch bzw. Griechisch) und Zielsprache (im konkreten Fall Deutsch) eher zugunsten der Zielsprache und ihrer zeitgenössischen Erfordernisse auf (das Vorwort spricht von „gehobenem Gegenwartsdeutsch“), fragt die Version von 2016 stärker nach den Vorgaben durch die Ausgangssprachen zurück. Schon früh standen die entscheidenden Kriterien fest: Von der EÜ 1980 eingebrachte, (zumindest der Absicht nach) das Verständnis erleichternde Ergänzungen sollten getilgt werden; aus welchen Gründen auch immer erfolgte Auslassungen sollten rückgängig gemacht werden; regelrechte Übersetzungsfehler, die sich eingeschlichen hatten, sollten korrigiert werden. Auf dieser Basis fand im Januar 2006 die konstituierende Sitzung der Revisionskommission unter dem Vorsitz von Bischof Dr. Wilhelm Egger OFM Cap (ihm folgte nach seinem Tod 2008 Bischof Dr. Joachim Wanke) statt. Die diesmal von Anfang an eingeplante ökumenische Zusammenarbeit scheiterte – zumindest unter anderem – an der katholischerseits geltend gemachten Verbindlichkeit der römischen Instruktion *Liturgiam Authenticam* (2001). Sie war evangelischerseits inakzeptabel. So blieb es bei 32 katholischen Revisoren für das AT und 16 für das NT, die ihrerseits als Einzelne einem aus Bischöfen und Fachprofessoren zusammengesetzten Leitungsgremium verantwortlich waren. 2013 konnte der Approbationsprozess beginnen, der schließlich im März 2016 mit der Reknoszierung durch Rom endete. Der Rest ist der lange Weg von Computerdateien zur handelstauglichen Buchausgabe, der im Kleinen Anfang Dezember sein Ziel erreichte, im Wesentlichen aber erst ab Frühjahr 2017 breit und schön mit Ausgaben aller Art ausgebaut werden wird. Dazu gehört auch der Eingang der revidierten Fassung der Hl. Schrift in die liturgischen Bücher, von denen die Lektionare den Anfang machen sollen.

In diesem Rahmen lässt sich eine kritische Anmerkung denn doch schon am Anfang

nicht ausblenden: Es ist mehr als ein Jammer und bedauerlich, dass der lange währernde Prozess den Eingang der überarbeiteten Psalmenübersetzung, die von allen Einzelbuchrevisionen die weitgehendste ist, in das neue Gotteslob verhindert hat. Nun dürfen alle Gottesdienstbesucher(innen) so lange warten, bis entschieden ist, wann die erste Gotteslobausgabe 2013 abgegriffen genug ist, dass ein Neudruck mit revidiertem Bibeltext zwecks Austausch in den Kirchenbeständen angezeigt scheint.

Verbesserungen

Ich halte mich an die anfangs genannte Maxime. Der Objektivität wegen wähle ich als Ausgangspunkt nicht eine eigene, sondern eine fremde Wunschliste. Prof. Dr. Thomas Söding, Neutestamentler in Bochum, nennt 2005 in einem Beitrag unter der Überschrift „Wie kann es weitergehen?“ (CiG 39/2005, jetzt: CiG 68/2016, www.christ-in-der-gegenwart.de, 6. November 2016) beispielhaft sieben zu korrigierende Bibelstellen. Davon sind immerhin vier in seinem Sinne überarbeitet worden: Ps 1 ist nun eine wirkliche *Seligpreisung* und nicht länger eine „*Wohligkeit*“. In Lk 2,48 sind die Eltern des zwölfjährigen Jesus tatsächlich nicht länger *betroffen*, sondern *voll Staunen*, wie auch das widersinnige Wörtchen „wieder“ bei der Heilung des *Blindgeborenen* in Joh 9,11 („... und konnte *wieder* sehen.“) endlich entfallen ist. Södings theologische Überlegung, dass, wenn sündige Menschen nicht *imstande* sind, das Gute zu tun, auch nicht von Schuld gesprochen werden könne, war wohl so einleuchtend, dass Gal 5,17 jetzt lautet: „... damit ihr nicht tut, was ihr *wollt*“.

Ungehört blieben die Wünsche, in 2 Kor 13,5 die *Selbsterfahrung* durch *Selbsterkenntnis* (gr. ἐπιγινώσκω) zu ersetzen, den „technischen“ Begriff „Sterndeuter“ durch „Magier“ oder „Weise“ auszutauschen und schließlich ein anderes Wort für „huldigen“ in Mt 2,2 für die Reaktion der Weisen aus dem Osten zu finden. Ordnet man die bei-

den letzten Desiderate einmal der Kategorie persönlichen Geschmacks zu, bleibt mit 2 Kor 13,5 nur ein unerfüllter Wunsch übrig. Das nenne ich fürs Erste eine sehr gute „Ausbeute“. Ob diese Relation zwischen Anspruch und Wirklichkeit repräsentativ ist, wird sich sicher erst im Laufe der Zeit zeigen, wenn jede und jeder ihre bzw. seine „Prüfsteine“ in Augenschein genommen haben wird.

Doch auch jetzt schon lassen sich weitere Positiva benennen. Die Maßgeblichkeit der wissenschaftlichen, textkritischen Ausgaben der Urtexte ist deutlich gestiegen. So folgt Ps 22,22 nicht mehr der LXX-Variante „rette mich Armen“, sondern dem masoretischen Text: „Du hast mir Antwort gegeben“ und macht damit den Stimmungsumschwung zum Folgetext deutlich. Für Jes 7,14 hat man eine zweigleisige Lösung gewählt: Dem hebräischen Zeitenchema gemäß heißt es jetzt: „Siehe, die Jungfrau *hat* empfangen“; was den Personenstatus betrifft, gibt „Jungfrau“ zwar im Blick auf das Zitat dieses Verses bei Mt die griechische Septuaginta-Übersetzung wieder (παρθένος), verweist aber in einer Anmerkung zur Stelle darauf: „Das hebräische Wort *alma* bedeutet eigentlich junge Frau.“ Damit ist der Werdegang der Verheißung von einer besonderen Namensgebung (Jes 7 hebr.) über die weiterreichende Deutung der LXX, „dass die Jungfrau empfangen wird“, zur Rezeption des Matthäus nachvollziehbar. Er bezieht den Text in der LXX-Fassung nun auf das von Menschen nicht machbare Rettungshandeln Gottes in Jesus von allem Anfang an (Mt 1,23).

Besonders wirkt sich die Rückfrage nach den textkritischen Ausgaben auf die Bücher Jesus Sirach, Tobit und Ester aus, da hier jeweils andere Ausgangstexte gegenüber der alten EÜ gewählt wurden: Die sich daraus ergebenden Veränderungen im Sinne der Übersetzung oder auch des Umfangs sind kursiv im Fließtext kenntlich gemacht.

Wo das „ad fontes“-Prinzip eingehalten wird, darf dies aus exegetischer Sicht generell als Verbesserung gewertet werden. Sie muss nicht immer mit größerer Eingän-

gigkeit einhergehen: Maria hat „den guten Teil erwählt“, und nicht den besseren im Vergleich zu Marta (Lk 10,42) – da wird manch einer vielleicht nun noch mehr den Kopf schütteln –, und der Bund wird nun gemäß dem hebräischen Sprachbild nicht „geschlossen“, sondern „aufgerichtet“ (Gen 9,9). Die Maxime heißt offensichtlich und zu Recht: Lieber stolpern und ins Nachdenken kommen als glatt darüber weglesen. Das Wort Gottes ist auch *Skandalon*! Im weitesten Sinne kann man hier auch die Wieder-Berücksichtigung der Interjektion „Siehe“ als Achtsamkeitswecker und Unterbrecher einordnen (z. B. Mt 2,9: „Und siehe, der Stern ...“), welche die alte EÜ achtlos gestrichen hatte. Und auch die Wendung „*Es geschah aber in jenen Tagen*“ – beispielsweise in Lk 2,1 statt sehr prosaischem „In jenen Tagen erließ Kaiser Augustus“ (EÜ 1980) – gehört hierhin.

Die Präzision der Übersetzung führt des weiteren zur Profilierung von Sprachbildern, so dass z. B. nun erkennbar wird, dass für Matthäus „(Erd)*beben*“ geradezu ein Schlüsselwort ist, das Mt 21,10; 27,51 und 28,4 miteinander verbindet und damit in einen Auslegungszusammenhang bringt.

Bleibt noch zu vermerken, dass *Junia* seit ihrer „Vermännlichung“ (Junias) im Mittelalter wieder Frau und als solche Apostelin sein darf (Röm 16,7), und im übrigen dort, wo die griechischen ἀδελφοί altgriechischem Sprachgebrauch gemäß eine gemischte Gruppe meinen, auch als „Brüder und Schwestern“ übersetzt werden (z. B. 1 Kor 14,26). Damit dürfte sich ein „uraltetes“ Lektor(inn)enproblem erledigt haben, sobald die entsprechenden Lektionare vorliegen.

Kritik

Bleibt überhaupt etwas Kritisches zu sagen? Ja, aber man möge es nicht zu wichtig nehmen. Ich beschränke mich auf zwei allgemeine Einwände und einige, subjektiv ausgewählte, weil (evtl. nur) mir persönlich wichtige Einzelbeispiele.

1. Die kriteriologische Vorgabe „moderate Revision“ reicht m. E. für ein Unterfangen wie die Überarbeitung der HI. Schrift nicht aus. Das Ergebnis ist ein Spektrum, das von einer Quasi-Neuübersetzung des Psalmenbuchs bis zu Minimal-Veränderungen in anderen Büchern reicht. „Moderat“ ist eben ein weit auslegbarer Begriff.

Hinzu kommt, dass die Revisor(inn)en erkennbar „Einzelkämpfer(innen)“ ohne institutionalisierte Absprachegelegenheiten untereinander waren, was die Möglichkeiten konkordanten Arbeitens trotz eines übergeordneten Leitungsgremiums stark einschränkt. So wird man bei Einschätzungen auf jeden Fall zwischen Gesamtbeurteilungen der revidierten EÜ und der differenzierten Beurteilung nach einzelnen biblischen Büchern unterscheiden müssen.

2. Ein Dilemma bleibt für mich der Umgang mit dem Gottesnamen. Man hat sich im Gefolge Papst Benedikt XVI. für eine völlige Entfernung der Namensschreibung, sei es in ausgeschriebener Form oder als Tetragramm (JHWH) entschieden, um nun durchgängig in Kapitälchen „der HERR“ zu schreiben. Immerhin: Für das Lesen ist damit eine gewisse Kenntlichmachung gegeben. Aber für das Hören wie für das Lesen bleibt die Problematik, dass „der HERR“, auch in Kapitälchen, im deutschen Sprachgebrauch kein Name, sondern ein Titel und damit keine Entsprechung zum hebräischen Vokativ Adonaj oder zum griechischen Kyrios ist, dem wenigstens nie der Artikel vorangeht. Und, so leid es mir tut, es sagen zu müssen, und zwar aus tiefer Überzeugung: Zumindest Ex 6,2-3 wird durch die Weglassung des expliziten Namenshinweises zu einem seines Sinnes beraubten Text. Keine biblische Leserin und kein biblischer Leser erfährt mehr, dass Gott tatsächlich sich mit einem Namen vorgestellt hat und als dieser unser Herr – nicht in Kapitälchen, sondern als uns ganz und gar Beanspruchender – sein will. Juden hingegen, wenn sie über Gott sprechen, sagen „haschschem“, zu deutsch: „der Name [schlechthin]“.

3. Zum Schluss nicht mehr und nicht weniger als eine winzige unerfüllt gebliebene Wunschliste meinerseits:

a) Das erste Beispiel zeugt von fehlender Konsequenz bei der Anwendung der Kriterien. Obwohl falsche Weglassungen rückgängig gemacht werden sollten, wird z. B. in Ex 23,6 weiterhin nur vom „Recht des Armen“ gesprochen, wo doch der hebräische Text vom „Recht *deines* Armen“ spricht. Das Possessivpronomen birgt das Hauptargument: Der Arme gehört zu mir und ist nicht eine zu behandelnde fremde Größe.

b) Nach wie vor bleibt in Joh 21,15-19 die eigentliche „Pointe“ unberücksichtigt, dass Jesus zweimal Petrus nach seiner *Liebe* (ἀγαπάω) fragt und des Petrus *Freundschaft* (φίλω) angeboten bekommt, um beim dritten Mal nach eben dieser *Freundschaft* zu fragen. EÜ 2016 verwendet durchgängig nur das Wort „*lieben*“ und verpasst damit die Chance einer den Leser(inne)n auf die Sprünge helfenden Übersetzung sowie auch ein wenig den Sinn des Gesprächsgangs.

c) Schließlich und endlich bin ich mir immer noch sicher, dass 1 Petr 2,3 nicht, wie weiterhin zu lesen ist, begründend zu verstehen ist „... denn ihr habt gekostet ...“, sondern eine Bedingung (gr. εἰ) nennt: „... *wenn* ihr denn gekostet habt ...“. Mit anderen Worten: Die Gütigkeit des Herrn zu kosten ist keineswegs selbstverständlich und einfach vorauszusetzen.

Aber dieses Kosten ist jeder und jedem zu wünschen – ebenso wie der gute Geschmack an der revidierten Einheitsübersetzung, den jede und jeder selber finden muss. Im Lesen! Unvollkommenheiten sind normal und deshalb nicht überzubewerten. Ich bin sicher: Die Revision bringt vieles mehr zum Leuchten als die alte Version. Daher nochmals: Lesen und kosten – aus dem Inneren heraus!

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

„Gender light“ auf katholisch?

Ein schwerwiegendes Missverständnis

Durch die Gender-Theorie werden seit etwa 25 Jahren drängende anthropologische Fragen aufgeworfen. Ist es noch sinnvoll, zwischen Mann und Frau zu unterscheiden? Oder sind wir am Ende einer geschichtlichen Entfaltung angelangt, wo diese Unterscheidung abzulösen ist und nur das gemeinsam Menschliche betont werden soll? Können so nicht endlich bekannte, über das Geschlecht tradierte Unter- und Überordnungen verschwinden? Sind auch bisher randständige Formen geschlechtlicher Praxis, so die Homosexualität, zugunsten sexueller Vielfalt gesellschaftlich und christlich zuzulassen, ja gutzuheißen? Kann man sich durch „fließende Identität“ nach eigener Wahl in „Freiheit“ setzen? Welche Lösungen hat das Christentum?

Gleichberechtigung als verwirrendes Etikett

„Gender und Mainstreaming zusammengenommen bedeutet, soziale Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern („Gender“) in allen Bereichen immer bewusster wahrzunehmen und zu berücksichtigen („Mainstreaming“). Alle Vorhaben (in Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Bildung, ...) werden auf ihre möglichen geschlechtsspezifischen Auswirkungen überprüft und so gestaltet, dass sie auch einen Beitrag zur Förderung der Gleichstellung von Frauen und Männern leisten. Mit dem Begriff „Gender“ werden beide Geschlechter in den Blickpunkt gerückt – Gleichstellung ist nicht nur ein „Frauenproblem“, sondern geht Frauen und Männer gleichermaßen

an.“ So formuliert das Buch für den katholischen Religionsunterricht *Leben - Glauben - Lernen* 2, S. 218.

Mittlerweile wird der Begriff Gender „auf katholisch“ so übersetzt, dass dabei die gefährlichen Inhalte umschiffert werden (so meint man - auch in der Broschüre der DBK, die offenbar von den Bischöfen vorher gar nicht eingesehen wurde). Auch viele konfessionelle Frauenverbände, so der KDFB, haben Gender auf der Agenda. Und „Gender light“ klingt ganz annehmlich - offenbar versteht man/frau darunter nur eine weitere Steigerung von „Gleichberechtigung“. Das eben ist der Irrtum - oder eine U-Boot-Strategie?

Denn: Ausgespart bleibt in dem freundlichen Zitat der harte Kern von Gender. Er lautet:

Geschlecht ist konstruiert und deswegen wählbar oder austauschbar.

Sexualpraxis ist subjektiv und nicht normativ einzuschränken.

Geschlecht: nur eine sprachliche Konstruktion

Judith Butler (*1956, Rhetorikprofessorin in Berkeley) hat mit ihrem Buch „Gender Trouble“ von 1991 eine Lawine losgetreten: „Geschlechtsidentität ist eine kulturelle Konstruktion.“¹ *Nicht* das biologische Geschlecht sei entscheidend, sondern das soziale Geschlecht. Sozial heißt dabei nicht nur das von anderen zugewiesene, sondern das selbst gewünschte, gefühlte, auch wechselnd konstruierbare Geschlecht, verbunden mit einer offenen geschlechtlichen Praxis. „Wie kann man am besten die Geschlechter-Kategorien stören, die die Geschlechter-Hierarchie (*gender hierarchy*) und die Zwangsheterosexualität stützen?“²

Butlers Ansatz ist erkenntnistheoretisch: Alles Wirkliche muss durch Erkennen/Sprechen vermittelt sein, auch der (eigene) Körper. Normativität könne niemals aus der

Natur, immer nur aus Kultur stammen; die Rede von Mann und Frau, ausgehend vom Geschlechtsunterschied, sei in ihrer verborgenen, durchwegs unbewussten Normativität aufzudecken. Allein der bisherige Imperativ der heterosexuellen Norm führe zu einer binären Geschlechtswahrnehmung - und werde daher als einzige Wahrnehmung eingeblendet. Andere geschlechtliche Möglichkeiten gerieten damit von vornherein aus dem Blick, seien unerlaubt und sinnlos. Wenn aber Geschlecht als Konstruktion einer latenten, nicht begründeten Norm durchschaut sei, ver falle damit auch die Auffassung von einem „anderen“ Geschlecht. „Die Begriffe Mann und männlich können dann ebenso einfach einen männlichen und einen weiblichen Körper bezeichnen wie umgekehrt die Kategorien Frau und weiblich.“³ Staat und Recht werden in Bezug auf Geschlechtsverhalten unnötig; Frauenpolitik oder Männerpolitik werden damit hinfällig. Als einzige nicht-repressive Kategorie bleibt „Mensch“ (*human being*) zurück, denn jede geschlechtliche Polarität stütze unterschwellig oder offen die Repression einer Seite. Dabei verschwindet „Biologie“ im „Rollen spiel“, im virtuellen, immer nur vorläufigen Selbstentwurf. Geschlecht polarisiert sich nicht mehr, sondern unterläuft den Gegensatz von männlich/weiblich.

Der Körper gilt als leer, als *tabula rasa* des jeweiligen Selbstentwurfes. Im Entwurf des neuen Mutterschutzgesetzes 2016 durch Ministerin Scheswig heißt es: „Als Frau im Sinne des Gesetzes gilt, wer schwanger ist, ein Kind geboren hat oder stillt, unabhängig von dem Geschlecht, das im Personalausweis eingetragen ist.“

„Unabhängig vom Geschlecht“ kann (soll?) der Körper mehrfach und immer wieder überschrieben werden. Nicht Identität ist das Ziel, sondern fließende Identität (*flowing identity*). „Das Geschlecht ist nie, sondern bleibt ein permanentes Werden! In diesem Sinne ist die Geschlechtsidentität ein Tun.“⁴ Gender-gerecht wird empfoh-

len, für Kinder einen geschlechtsneutralen Vornamen zu wählen, im Englischen etwa „Storm“.

Sprachzerstörung

Dieser Vorschlag geht folgerichtig an die Grenzen der Sprache, sofern sie unterschwellige Normen oder eben binäre geschlechtliche Zuweisungen tradiert. Tatsächlich ist die Umformung von Sprache ebenfalls ein politisches Ziel dieser Art von Konstruktivismus.⁵ Auch Grammatik wird aufgebrochen: In englisch-sprachigen Ländern, vor allem in USA und Australien, wird anstelle von he/she oder her/his tendenziell das „gender-neutrale“ they oder their im Sinne eines Singulars (!) propagiert, auch wenn es grammatisch missverständlich wird. („This person carries their bag under their arm.“) In Spanien ist es unter der sozialistischen Regierung bereits Gesetz, anstelle von Vater und Mutter in den Geburtsurkunden nur noch „Progenitor A“ und „Progenitor B“ einzutragen, um Geschlechtsangaben zu vermeiden. Dass es damit sprachlich nur noch „Erzeuger“, nicht aber mehr „Gebärende“ gibt, ist offensichtlich gegen eine sperrige Sprache, die noch „prämodernen“ Mustern verhaftet bleibt, in Kauf zu nehmen. Bereits 2001 hatte die damalige PDS (heute: Die Linke) in den Deutschen Bundestag den Antrag eingebracht, Geschlechtsbezeichnungen als diskriminierend aus dem Personalausweis zu tilgen. Mittlerweile gibt es die Angabe „Intersex“ als dritte Geschlechtsbezeichnung im Personalausweis.

Plurale und polymorphe Geschlechtsbeziehungen

Konkret und offen zielt die Gender-Theorie auf eine neue Praxis und Gegennormierung: Homosexualität, sogar inzestuöse Verbindungen (so in der Antigone-Auslegung Butlers⁶), werden nicht nur als indi-

viduelle Möglichkeiten, sondern auch als politisches Mittel vorgeschlagen, um die staatliche Gesetzgebung zur Aufhebung bisheriger Normen zu zwingen und die individuelle Wahl variabler Geschlechtsbetätigung zu ermöglichen. Staat und Recht werden im Blick auf Geschlecht unnötig; Staat wird in Individuen atomisiert, deren Geschlecht als (vorläufige) Geschlechtsorientierung nicht mehr abgefragt werden darf.

In der heutigen Konsequenz der Richtlinien zur Sexualerziehung in Schulen bedeutet das, wie mittlerweile bekannt: Vom Kindergarten an soll Akzeptanz, also Billigung (nicht mehr nur Toleranz = Duldung) verschiedener geschlechtlicher Praktiken als „Normalität“ gelernt werden. Im Internet ist eine entsprechende Liste von 60 Geschlechtern bzw. sexuellen Praxen abzurufen. „Liebe, wen immer du willst und wie du willst“: homo-, hetero, bi-, trans- oder queer in jeder der 60 Varianten. Für Butler, die selbst lesbisch lebt, gilt es, damit „rivalisierende, subversive Matrixen der Geschlechter-Unordnung (*gender disorder*) zu eröffnen“.

Kritik der Gender-Theorie: Decarnation statt Incarnation

Postmoderne Entleiblichung: Gibt es einen vorgeschlechtlichen Körper?

Das Gender-Konzept hat den hohen Preis der Leibvergessenheit. Es wiederholt damit in anderer Absicht einen (deutlich maskulinen) Dualismus, der den Leib als mechanischen Körper sah und ihn vom Ich abspaltete. In der Behauptung vom konstruierten Geschlecht lässt sich diese tief problematische Ausblendung, fast überscharf, erkennen: Aus dem lebendigen Leib wird instrumenteller, werkzeuglicher, stummer Körper. Seine natürliche Symbolik wird nicht fruchtbar, die phänomenale Selbstaussage kastriert.⁸

Das Ich kennt keine Fleischwerdung. So gesehen liefert Butler eine erneute Variante einer hartnäckigen Körper-Geist-Spaltung, anstatt ihn aufzuheben, wie sie behauptet.⁹ Von woher der Wunsch zur „autonomen“ Beschriftung des Körpers genommen wird, bleibt unklar – gibt es nicht wenigstens vage reale Vorgaben für diesen Wunsch? Die Dekonstruktion des Leibes gerinnt zur Geste des Imperators, der in fremdes unkultiviertes Gebiet eindringt und es besetzt – obwohl er dies doch selbst „ist“. Widerstandslos, ja nichtig bietet sich der Leib als „vorgeschlechtlicher Körper“ an.

Die Gender-Theorie hätte niemals Erfolg gehabt, schon wegen ihrer Ferne zur Lebenswelt, wenn sie nicht zugleich auf einer anderen Dynamik aufbaute: einer neuen distanzierten Sachlichkeit gegenüber dem eigenen Körper. Utopien der fließenden Identität im Sinne des totalen Selbstentwurfes setzen sich zunehmend durch. Einige Beispiele: Der Popstar Michael Jackson ließ sich mit Hilfe mehrerer Operationen ein transsexuell-synthetisches Gesicht komponieren. Berichte über berühmte Transsexuelle bestärken diese Tendenz. So schwelgte Roberta Klose, geboren in Brasilien als Luiz Roberto Gambine Moreira, über die Möglichkeiten der Medizin in der Schweiz: Mit einem Züricher verheiratet, wollte sie/er ein Kind „mit eigenem Samen, der in einem Schweizer Laboratorium lagert. Vor der Geschlechtsumwandlung 1989 im Londoner Charing-Hospital hatte Roberta Klose vorgesorgt, ein gute Freundin wird die Leihmutter spielen.“¹⁰ „Ich“ und „mein Körper“ werden zu angeblich virtuellen Größen: Decarnation statt Incarnation.

Grenzen zwischen Fleisch und Plastik, Körper und Computer werden dabei vermischt. Festzustellen sind mannigfaltige, auch künstlerische Ansätze zur Auflösung und Neuinstallation des Körpers im Sinne einer fortlaufend zu inszenierenden Identität, die sowohl die bisherige angebliche Starre des Körperbegriffs als auch seine Abgrenzung von der Maschine aufheben –

zumindest fiktiv in spielerischer Virtualität, teils bereits real mit Hilfe operativer Veränderung.¹¹ Nicht weniger exotisch wirkt die postmoderne Folgerung, den Begriff Körper überhaupt durch den Begriff „Cyborg“ = „Cyber Organismus“ abzulösen, so die amerikanische Feministin Donna Haraway.¹² Als Cyborg gilt die symbiotische Beziehung zu einer Maschine (z. B. bei der Dialyse), aber auch zu in den Körper eingebauten Chips, die den Körper steuern und ihn selbst nahe an eine Maschine heranrücken.

So wird der Mensch seine eigene Software mit der entsprechenden Pflicht zur (Dauer-) Veränderung – diese Vision kennzeichnet eine Zerstörung, zumindest die Vernachlässigung eines umfassenden Leibbegriffs. „*gender nauting*“ ist angesagt: das Navigieren zwischen den Geschlechtern. Die Gender-Theorie steht im Bann einer Ferne zum lebendigen Leib, der ja gegeben und genauer noch: vorgegeben ist. Geschlechtsunterschiede sind leibhaft eingezeichnet und nicht hintergebar. Das belegen „harte“ Naturwissenschaften wie die Genetik, Hirnforschung, Andrologie und Gynäkologie, Psychologie, überhaupt die Neurowissenschaften.¹³

Die Sprache des Leibes: mehr als Körper

Das deutsche Wort Leib verbindet in seiner Wortwurzel lb- Leben und Liebe. Mit Leib ist daher kein naiver Naturbegriff mehr verbunden, sondern an ihm zeigt sich die schöpferische Überführung von Natur in kultivierte, angenommene, endliche Natur. Gerade deswegen ist Leibsein nicht in einem flachen Materialismus zu verstehen. Das Geheimnisvolle, dass nur Frau und Mann „ein Fleisch“ werden und dabei neues Leben im Fleisch hervorbringen, ist das Phänomen, um das es im Leib geht. Diese „Fleischwerdung“ miteinander enthält bereits die Aussage, dass in der gegenseitigen Hingabe kein beliebiges und austauschbares Spiel steckt, sondern dass der Geschlechtsakt und die in ihm unerhört

aufklingende emotionale und geistige, sich im Kind unmittelbar verkörpernde Erfahrung einzigartig sind. Einzigartiges aber ist von sich aus tiefe Wirklichkeit, ja, als die sonst (vielleicht gerne) verdeckte Tiefe der Wirklichkeit zu erfahren, die nicht beliebig abrufbar oder manipulativ zu „haben“ ist.

Daher ist die Sprache des Leibes „von selbst“ auf Dauer hingeordnet gegenüber dem, der sich ganz schenkt, weil sich im Schenken neue, alles verändernde Wirklichkeit auftut: Sie gelingt nur gemeinsam. Dauer meint Treue, und Treue meint wegen der Wucht und Einzigartigkeit des Vorgangs Ausschließlichkeit: „Du für immer“. Sie meint weiterführend auch Unauflöslichkeit, der die Zeit nichts anhaben kann – so wie auch die gemeinsame Zeugung eines Kindes nicht zurückzunehmen ist. Die Sprache des Leibes kann aber nicht mehr gelingen, wenn sie nicht mehr durchpulst ist von Leben und Liebe und Ausschließlichkeit – von sich aus enthält der Leib jedoch jederzeit eine große gegenseitige Beseligung. Das führt zur Frage einer umfassenden „Erziehung“ zur Geschlechtlichkeit, nicht aber zur Leugnung der Leibsprache als solcher.

Der Charakter der Hingabe kann freilich durch unreine und vordergründige geschlechtliche Akte verfälscht werden und wird beständig verfälscht. Der Leib kann nicht mehr „sprechen“, wenn er sich an einschränkende Bedingungen halten muss: „Gib dich mir nur für den Augenblick; ich will meine Befriedigung, nicht deine Liebe; auf keinen Fall ein Kind...“ Wo Sexualität von Anfang an auf mehrere Partner ausgerichtet ist, zeitgeistig oder aus eigener Beschränkung heraus, gelangt die Sprache des Leibes gar nicht zu ihrer ganzen Selbstaussage: Sie versackt einfach im Selbstgenuss. Wie wenig das von dem Partner „verziehen“ wird, zeigen die Erzählungen aller Kulturen, die die dramatische Rache der Betrogenen ausmalen. Alltäglicher zeigen es die Entfremdungen und Einsamkeiten inmitten einer überbordenden Sexpraxis.

Die Fruchtbarkeit

Ebenso eindeutig gehört zur Sprache des Leibes die Fruchtbarkeit. Sie auf Dauer oder aus egozentrischen Gründen zu unterdrücken, chemisch zu nivellieren oder umgekehrt technisch zu stimulieren, macht aus dem Leib den „Körper“, der eben als Werkzeug zum Lustgewinn gesehen wird. Stattdessen gilt der Satz von Helmuth Plessner: „Ich habe einen Körper, aber ich bin mein Leib.“ Eros und Fruchtbarkeit lassen sich nicht auf Dauer trennen, denn der Eros selbst übersteigt sich in die Fruchtbarkeit, und die Fruchtbarkeit bindet wiederum zusammen. Der Mann wird nur an der Frau zum Vater, die Frau nur am Mann zur Mutter, das Kind nur an den Eltern zum Menschen. Wo der Geschlechtsgenuss das Kind grundsätzlich verweigert¹⁴, wird im Umkehrschluss der andere, die andere verweigert.

Abweichungen von der Norm?

In jeder Bevölkerung gibt es einen Prozentsatz, der sich geschlechtlich anders einordnet. Vier Varianten werden häufig genannt:

- Intersexe: Geschlecht ist anatomisch, chromosomal, hormonell uneindeutig, unter 0,001 %. Auf hunderttausend Neugeborene kommt ein intersexuelles Kind.
- Transsexuelle: fühlen sich im „falschen Körper“ und wünschen oder veranlassen eine Geschlechtsumwandlung.
- Transgender: sind biologisch eindeutig, nehmen aber äußerlich und habituell das andere Geschlecht an, ohne operativen Eingriff.
- Homosexuelle: leben in gleichgeschlechtlichen Beziehungen. Nach Umfragen 2014 in den USA sind dies 1,7 %, Großbritannien 2,7%; in Deutschland sind keine Umfragewerte bekannt. Die Zahlen sind weit entfernt von den „gefühlten“ 10 % Homosexuellen.

Dass die genannten Gruppen um volle politische und juristische Anerkennung kämpfen (so um die Intersexe um ein 3. Geschlecht in Formularen), ist nachvollziehbar. Doch liegen die Zahlen, soweit erhärtet, im unteren einstelligen Drittel und drängen keineswegs auf eine Umstellung geschlechtlicher Kategorien. Von 60 Geschlechtern zu sprechen, wie erwähnt, entbehrt jeder wissenschaftlichen Grundlage. Bedenkenswert ist: Alle genannten Abweichungen realisieren ihre Sexualität, „als ob“ Mann oder Frau agierten – die Polarität ist nicht zu unterlaufen.

Zum Glück verschieden: das andere Geschlecht als Gegenspannung

Das Hinausgehen aus sich ist unvergleichlich fordernder, wenn es nicht nur auf ein anderes Ich, sondern auf das andere Geschlecht trifft – auf unergründliche Entzogenheit, bis ins Leibliche, Psychische, Geistige hinein. Diese Differenz auszuhalten, vielmehr sich in sie hineinzubegeben und hineinzuverlieren, erfordert Mut. Vielleicht ist wirklich nur die Liebe im Sinn von Tollkühnheit fähig, sich überhaupt einzulassen auf das schlechthin Andere und sich nicht nur selbst zurückzuspiegeln: Frau ist bleibendes Geheimnis für den Mann und umgekehrt. Wer diesem zutiefst Anderen antwortet, begegnet dem eigenen Leben: der eigenen Kraft zum elterlichen Dasein, zum älteren Du. Noch weiter gedacht: Man begegnet dem zukünftigen Leben als solchen, denn tatsächlich entsteht die neue Generation nur aus Mann und Frau. Wer den Leib zu einer „Zuschreibung“, zum konstruierten Geschlecht, zum beliebigen Selbstentwurf macht, unterbestimmt das Leben.

Natürlich kann auch der Schritt in die Differenz missglücken. Es macht die Not der Existenz aus, dass sie alle Lebensvollzüge degradieren kann. Es gibt die Zweckgemeinschaft Ehe, den Selbstgenuss im Sex, das frustrierte, leergewordene Zölibat, das erzwungene, lähmende Alleinsein,

den Egoismus zu zweit. Aber das hindert nicht anzuerkennen, dass die Polarität der Geschlechter ein *optimum virtutis*, ein Äußerstes an Kraft herausfordert.

Die Frau ist weder Männin noch Menschin, den Mann ohne Eigenschaften gibt es nicht. Die Natur arbeitet grundsätzlich mit dem Schloss-Schlüssel-Prinzip: der gegenseitigen Ergänzung zweier genau abgestimmter Geschlechter. Zwei Schlüssel schließen nichts auf, zwei Schlösser schließen nichts zu. Auch Butler muss zugeben, dass Homosexualität die Heterosexualität „nachbauen“ muss; allerdings versucht sie, dies zu entwerten: „Die Reproduktion heterosexueller Konstrukte in nicht-heterosexuellen Zusammenhängen hebt den durch und durch konstruierten Status des sogenannten heterosexuellen ‚Originals‘ hervor. Denn Schwulsein verhält sich zum Normalen *nicht wie* die Kopie zum Original, sondern eher wie die Kopie zur Kopie.“¹⁵ Damit gibt es offenbar überhaupt keinen ursprünglichen Geschlechtsakt?

Fleischwerdung mit Hilfe des Göttlichen

Wie spielt das Göttliche hinein in die eigene und die gemeinsame „Fleischwerdung“? Nie wird nur primitive Natur durch das Christentum verherrlicht: Sie ist vielmehr in den Raum des Göttlichen zu heben und heilend zu bearbeiten. Als ursprünglich paradiesische Gaben (Gen 1,27f) bedürfen Eros und Fruchtbarkeit „nach dem Fall“ ausdrücklich des Sakraments: Wegen ihrer Gefährdung werden sie in den Bereich des Heiligen gestellt.

Das Glücken einer endlichen und daher schwierigen Begegnung kann durch die Anrufung des Heiligen nicht „garantiert“ werden, aber in seinem Schutz stehen die Elemente, unter denen die schwierige Balance gelingen kann:

- zum Ersten das Doppelgeschlecht als leibhafte Vorgabe anzuerkennen,

- zum Zweiten sich das Kind durch den anderen geben zu lassen,
- zum Dritten die Ehe unauflöslich, auf Dauer als „ein Fleisch“ zu wollen.

Der tiefste anthropologische wie theologische Gedanke des Schöpfungsberichts ist wohl jener, dass die Liebesgemeinschaft von Mann und Frau eine Ahnung von der Liebesgemeinschaft in Gott selbst verleiht – ja, dass sich gerade an der Geschlechtlichkeit des Menschen, so geheimnisvoll sie für sich selbst schon ist, das eigentliche Geheimnis, nämlich das unerhörte, unvorstellbare schöpferische Füreinander und Ineinander des göttlichen Lebens ausdrückt. Anders: Die Geschlechtlichkeit von Mann und Frau lässt bereits die Wahrheit anschaulich werden, dass Gott in sich selbst Liebe ist (1 Joh 4,16). Schon von der zweifachen Gestalt des Menschen her wäre klar, dass Gott nicht selbstgenügsam, schweigsam, verschlossen ist, vielmehr Hingabe, Gespräch, Beziehung – eben Liebe. Geschlechtliche Gemeinschaft als Abglanz der göttlichen Gemeinschaft – damit wäre der griechischen Trauer über die Zweierheit des Menschen eine unglaubliche Antwort gegeben: statt Trauer die Seligkeit, ihn in der Liebe „abzubilden“.

Diese Wahrheit ist lebensbestimmend: Wie tief in Ihm der Ursprung alles Lebendigen, alles Menschlichen, des Eros zwischen den Geschlechtern, ja der unbeschreiblichen Freude der Mutterschaft und Vaterschaft zu verehren ist. Deswegen ja auch die Fassung der Ehe als Sakrament: Gott als Weg von mir zu dir. Geschlechtlichkeit als Fenster und Durchsicht auf seine Gegenwart. Das letzte Konzil hat dankenswert die Ehezwecke umgestellt und die gegenseitige Liebe in die erste Bedeutung gehoben. Nach wie vor freilich ermangeln Alltag wie Lehre einer christlichen Erotik, die auf der Genesis sowie der paulinischen und johanneischen Theologie gründet und als Schatz aus dem Acker gehoben gehört.

Der Leib: Lieblingsweg der Gnade

Leib ist immer schon Vorgabe meiner Lebendigkeit – aber nicht im Festhalten als „meine“, für andere unzugängliche Habe, sondern im Weitergeben, sogar im Entäußern meines Inneren an einen anderen. Aber auch nicht – wie bei Gender – im Verwerfen der Gabe und in ihrem Umschreiben zur Selbstbemächtigung, in der Sterilität der Verweigerung: Ich will mir nicht gegeben sein, ich will mich selbst „schaffen“. Mein Leib ist Gabe statt Habe – und damit tut sich zwingend die Frage nach dem Geber auf. Leib ist sogar der Lieblingsweg der Gnade. Im Christentum sind alle Sakramente, die gesamte Liturgie, die Hoffnung auf endgültige Auferstehung leibgebunden. Die Gender-Theorie führt dagegen einen völlig areligiösen Diskurs.

Die Denk-Wege Papst Benedikts XVI. sind nach wie vor hilfreich, um im Ansturm solcher Fragen Erprobtes und Neues sinnvoll zu vereinen. Ohne dass der Papst unmittelbar auf Gender eingeht, heißt es in seiner Berliner Rede von 2011: „Es gibt auch eine Ökologie des Menschen. Auch der Mensch hat eine Natur, die er achten muss und die er nicht beliebig manipulieren kann. Der Mensch ist nicht nur sich selbst machende Freiheit. Der Mensch macht sich nicht selbst. Er ist Geist und Wille, aber er ist auch Natur, und sein Wille ist dann recht, wenn er auf die Natur hört, sie achtet und sich annimmt als der, der er ist und der sich nicht selbst gemacht hat. Gerade so und nur so vollzieht sich wahre menschliche Freiheit.“¹⁶

Anmerkungen:

¹ Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt 1991, 22.

² Ebd., 8.

³ Ebd., 23.

⁴ Ebd., 49.

⁵ Vgl. Ann Pauwels, *Gender Inclusive Language*:

Gender-Aspekte der Globalisierung der englischen Sprache, Vortrag im Gender-Kompetenz-Zentrum der HU Berlin vom 16. April 2004.

⁶ Butler, Antigones Verlangen: Verwandtschaft zwischen Leben und Tod. Frankfurt 2001.

⁷ Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, 39.

⁸ Vgl. Edith Steins Phänomenologie der Leiblichkeit, in: H.-B. Gerl-Falkovitz: Zwischen Somatismus und Leibferne. Zur Kritik der Gender-Forschung, in: IKZ Communio 3 (2001), 225-237.

⁹ Vgl. die scharfen, auch feministischen Kritiken in: Waniek E./Stoller S. (Hg.), Verhandlungen des Geschlechts. Zur Konstruktivismusdebatte in der Gender-Theorie. Wien 2001.

¹⁰ „Das schönste Fotomodell wird endlich eine Frau“, in: Neue Zürcher Zeitung Nr. 63, 17. 3. 1997, 28.

¹¹ Vgl. H.-B. Gerl-Falkovitz, Frau – Männin – Mensch. Zwischen Feminismus und Gender. Kevelaer (topos-TB) 2015.

¹² Donna Haraway, Woman, Simian and Cyborgs. The Reinvention of Nature. London 1991.

¹³ Vgl. Doris Bischof-Köhler, Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Stuttgart 2011; Louann Brizendine, Das weibliche Gehirn. Warum Frauen anders sind als Männer. München 2008; dies., Das männliche Gehirn. Warum Männer anders sind als Frauen. Hamburg 2010.

¹⁴ Davon unabhängig gibt es tiefreichende Gründe, keine Kinder zu haben oder ihre Zahl zu beschränken. Aber die Beschränkung darf sich nicht unterschwellig gegen den Partner oder auf den Egoismus richten.

¹⁵ Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, 58.

¹⁶ <https://www.btg-bestellservice.de/pdf/20099810.pdf>.

Georg Lauscher

Wie und wem diene ich?

Mein Dienst ist genau der Ort auf dieser Erde, der mich in die Weite und in die Tiefe führt. Dienend gehe ich über mich selbst und meinen Horizont hinaus. Ich lerne unbekannte Milieus, Lebensstile und Denkweisen kennen. Dienen weitet die Enge meines Ichs. Und Dienen erdet. Dienen bringt meine Ideale zur Erde. Ohne dass ich es darauf absehe, weitet und vertieft Dienen also mein Leben.

Gewiss, ich verliere in meinem Dienst Lebenskraft und Lebenszeit; Tag für Tag. Zugleich aber gewinnt mein Leben unendlich an Tiefe und Weite, an Intensität und Inspiration. Ich werde auf eine Art ärmer, auf eine andere Art werde ich unendlich reich. So wird mein Dienst zur alltäglichen Einübung ins Sterben und Auferstehen, zur ars vivendi et moriendi.

Dienen ist dran

Dabei stoße ich mich vielleicht an meinen konkreten Dienstverhältnissen vor Ort. Doch nicht anders als in dieser (auch schmerzhaft empfundenen) Verortung ist mein Dienst mein Beitrag zu einer unsichtbaren, weltweiten Vernetzung der Kirche und allen Menschen guten Willens. Zu seinem 80. Geburtstag richtete der Dalai Lama einen „Appell an die Welt“: „Die wichtigste Frage für eine bessere Welt heißt: Wie können wir einander dienen? Dafür müssen wir unser Bewusstsein schärfen.“¹

Es wird immer offensichtlicher: Eine Kultur, die uns weitgehend ich-bezogen motiviert und ausrichtet, versagt vor den Zukunftsfragen unserer Gesellschaft und der Menschheit. Die entscheidenden Fragen des eigenen Lebens wie auch der Menschheit

sind nicht ich-bezogen zu lösen. Eine Kultur, die dies nicht realisiert, geht ihrem Ende entgegen. Eine vorrangig am Individuum orientierte Spiritualität und Kirche ebenso.

Nach Ansicht des US-Politikwissenschaftlers Robert B. Reich bewegen sich etliche Industrienationen wegen der wachsenden Ungleichheit auf eine Klassengesellschaft zu. „Die USA und viele Länder in Europa werden im kommenden Jahrzehnt grundsätzlich vor die Frage gestellt werden: entweder eine autoritäre Regierung oder fundamentale demokratische Reformen, die für mehr Gerechtigkeit sorgen.“²

Alle im pastoralen Dienst Tätigen dürfen Dienende sein. Wir gehen mit dem ausdrücklichen Auftrag: Diene! Lass dich in Dienst nehmen! Stell dich zur Verfügung, wo Menschen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit suchen! Im Zeitalter des postmodernen Narzissmus bedeutet dies: Lebe deutlich anders! Mitfühlend. Solidarisch. Dienen ist prophetisch. Und riskant. Dienen ist dran.

Sich erforschen

Doch Hand aufs Herz! Wozu diene ich? Wem diene ich, wenn ich diene? Geht es mir tatsächlich um den oder die Anderen? Oder geht es mir insgeheim doch um mich, mein Ansehen, mein Ich-Ideal, für das ich alles Erdenkliche zu opfern bereit bin? Auch wir atmen – im Guten wie im Unguten – den Geist dieser Zeit ein und aus. Wir atmen Narzissmus ein, wir atmen Narzissmus aus. Wobei Narzissmus nicht echte Selbstannahme und Selbstliebe ist, sondern ängstliches Sorgen um sich selbst.

Dabei scheint das Pendel eines Altruismus der 60er und 70er Jahre zum Gegenpol ausgeschlagen zu sein. Was durchaus sein Gutes hat, aber bemerkt werden will. Hat uns Ältere damals die radikale „Pro-Existenz“ Jesu fasziniert und mitgerissen – was auch nicht ohne einen gewissen Narzissmus geschah –, so umwirbt uns heute bis in geistliche Angebote hinein ein permanentes „Gönne Dich Dir selbst!“. Immerhin ein Wort des Hl. Bernhard von Clairvaux.

Beide Pole zusammenzuhalten ist der christliche Weg. Ganz im Sinne der vierten und höchsten Stufe des Liebens nach Bernhard von Clairvaux: die Liebe zu sich selbst um Gottes und der Menschen willen. Christliche Selbstliebe also nicht statisch und selbstbezogen, sondern dynamisch und über sich selbst hinausgehend, aber sich selbst auch nicht ausschließend.

Wenn ich mit mir in Frieden und eins bin, brauche ich nicht mehr selbstbezogen zu lieben. Ich kann es auch nicht mehr, weil ich ja ganz mit mir übereinstimme. Ich bin dann ganz der Dienende, wenn ich diene; wie ein liebender Mensch ganz der Liebende ist, wenn er liebt. Kein Bruch, keine Distanz zwischen Sein und Tun.

Selbstbezogen kann ich nur lieben, wenn ich brüchig bin, uneins mit mir; gleichsam neben mir stehe und mich neu finden muss. Doch bin ich einfach der, der ich bin, habe ich beide Hände und alle Sinne frei, mich der Welt, den anderen zuzuwenden und zu dienen. Wenn ich im Dienst also mich selbst im Sinn habe, heißt das: ich bin im Augenblick nicht im Frieden mit mir. Ich bin jetzt eigentlich selbst bedürftig. Wenn ich dies nicht wahrnehme und aufrichtig annehme, bin ich als Dienender in Gefahr, mich derer zu bedienen, denen ich diene, um mich selbst wieder zu finden. Wie andere gefährliche Abenteuer unternehmen, um sich selbst zu spüren, so kann ich dienen wollen, um mich selbst – im doppelten Sinn – „gut zu fühlen“. Dienst und Machtmissbrauch sind da ganz nahe beieinander. Bei jedem, der dient. Wohl niemand ist von dieser Versuchung frei. Selbst Jesus kennt diese Versuchung und stellt sich ihr in der Einsamkeit der Wüste.

„Unversucht kommt keiner ins Reich Gottes“³, auch nicht ins freie und freigebende Dienen. Möglichst gut bei mir und möglichst gut beim anderen schwinde ich in der „Schwebe des Lebendigen“ (Max Frisch). Gott vertrauend schwindet so das ängstliche Kreisen um mich selbst, und ich wachse in der Freiheit zu dienen. Hier berühren wir das Mysterium und die Mystik des Dienens, die über das gedanklich und sprachlich Erfassbare hinausgeht.

Die Seele mit Sanftmut leiten

Zugleich aber bedarf mein Dienen immer wieder der kritischen Distanz zu mir selbst. Doch nicht indem ich *neben mir* stehe und mich beäuge, sondern indem ich *in mir* ins Gegenüber zu mir gehe. Ich kann mich innerlich mitfühlend begleiten und leiten. „Die Seele mit Sanftmut leiten“, empfiehlt Teresa von Avila.⁴ Und wie der Beter des Psalms (42-43) kann ich meine innere Realität freundlich ins Gebet nehmen: Warum bist du so unruhig, so angespannt, so müde? So kann ich im Lichte Gottes meine verborgenen Seelenregungen erkunden und vor Gott bringen.

Wenn ich allerdings nur formal und rituell, aber nicht wahrhaftig bete, droht mir eine geistliche Krankheit, die Leonardo Boff scharf aber treffend „rituelle Mumifizierung“ nennt. Denn nur „Gebete verrichten“ kratzt nicht an meinem Leben. Ich halte mich selbst raus, gefalle mir und beruhige mich vielleicht so. Doch so „betend“ kann ich Gott gegenüber verschlossen bleiben wie ein Ungläubiger.

Dies ist ein altbekanntes Phänomen, von dem schon Johannes Tauler im 14. Jahrhundert wusste: „Woher, glaubt ihr wohl, kommt das, dass der Mensch auf keine Weise in seinen Grund gelangen könne? Das kommt daher, dass so manche dicke, schreckliche Haut darüber gezogen ist, ganz so dick wie eine Ochsenstirn: die haben ihm seine Innerlichkeit verdeckt, dass weder Gott noch er selber da hineingelangen kann; der Eingang ist verwachsen. Wisset, manche Menschen können dreißig oder vierzig (solcher) Häute haben, dick, grob, schwarz wie Bärenhäute.“

Was sind das für Häute? Das ist ein jegliches Ding, dem du dich mit freiem Willen zukehrst: Antrieb zu selbstsüchtigen Worten und Werken zur Gewinnung von Gunst oder (aber) Trieb zur Abneigung (gegen einen anderen Menschen), Hochmut, Eigenwillen, Wohlgefallen an irgendeinem Ding, das mit Gott nichts zu tun hat, Härte, Leichtfertigkeit, Unachtsamkeit im Betragen und dergleichen mehr. Sol-

che Dinge bilden dicke Häute und große Hindernisse, die dem Menschen die Sicht verdunkeln.“⁵

Die heutige Psychologie hilft uns, solch tragischen Verhärtungen nicht moralisch, sondern behutsam verstehend zu begegnen. Denn sie bilden sich über viele Jahre eines emotional verarmten oder emotional überfordernden Lebens, aufgrund wiederkehrender Verletzungen oder traumatischer Erfahrungen. Sie bedürfen einer langwierigen Seelenarbeit des Annehmens und Integrierens.

Diese Hornhaut meiner Seele kann sich allmählich oder auch plötzlich durch ein überwältigend schlimmes oder schönes Ereignis auf tun. Immer geht es aber darum, mich selbst, meine Seelenregungen möglichst wahrheitsgemäß zu erkennen und diese Wahrheit ungeschönt vor Gott und mindestens *einen* Menschen zu bringen. Nur so kann ich berührt, verwandelt und erneuert werden. Denn erst jetzt komme ich in echten Kontakt nach innen und außen. Ich komme in Beziehung. Erst jetzt beginne ich geistlich zu leben.

Dieses allmähliche Realisieren der eigenen Wahrheit entspricht der alten Übung der Gewissenserforschung. (Dass wir sie vernachlässigen, scheint angesichts der vielen Mitbrüder offenkundig, die erschrocken sind, wenn Papst Franziskus selbstkritisch uns Kleriker oder die Kurie beleuchtet. Er tut damit nichts anderes als das, was unser täglich Brot ist: unser inneres und äußeres Leben, so redlich wir vermögen, zu erforschen, zu benennen und zu bekennen!)

Es ist so: der Mensch merkt oft erst spät, dass er in Frömmigkeit und Einsatz sich selbst mehr sucht und dient als dem Anderen. Sehr gern versteckt sich diese Motivation hinter wohlmeinendem, pastoralem Anspruchs- und Leistungsdenken. Dies zu bemerken, ist Gnade, unbequeme Gnade, späte Gnade, auf jeden Fall aber ein Grund, Gott zu danken! Denn wie sollte ich bemerken, was ich nicht merke? Erst wenn ich etwas merke, kann ich mich neu ausrichten und aus der Selbstbezogenheit in die Freiheit führen lassen.

Frei und freudig dienen

Im Gedenkjahr der Reformation wird uns oft das paulinische Paradox begegnen, mit dem Martin Luther seine Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ eröffnet: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“⁶ Provokant, prägnant und praxisnah bringt er so den existenziellen Spagat christlicher Freiheit und christlichen Dienens auf den Punkt. In Jesus Christus sehen wir diese dienende Freiheit und dieses befreiende Dienen voll verwirklicht. Dienen kann also nicht Unterwürfigkeit bedeuten – dies widerspräche der Freiheit in Christus. Dienen heißt: den „Dingen“ und Menschen angemessen begegnen. „Mit den Mitmenschen nach dem Maß dessen umgehen, was ihnen dienlich ist: Das ist ein universaler Gedanke.“⁷ Christliche Freiheit unterscheidet sich damit wesentlich vom modernen, individualistischen Freiheitsbegriff. Gerade hier, an der Reibungsfläche zum modernen Freiheitsverständnis werden Profil, Prophetie und Mystik christlichen Dienens deutlich.

Ohne ein „Grundnahrungsmittel“, das bei jedem unterschiedlich verpackt sein kann, kann ich mich nicht auf diesen herausfordernden und befreienden Weg begeben. Gibt es etwas Natürlicheres und Einfacheres als am Anfang und am Ende eines Tages mich Gott in stiller Liebe anzuvertrauen und mich von Ihm her neu zu empfangen? Mehr schweigend und hörend als redend. Ich glaube, das meint Jesus mit Beten „im Geist und in der Wahrheit“. In solch stillen Zeiten schärft der Heilige Geist unmerklich unsere Wahrnehmung, unsere geistlichen Sinne. Der Dalai Lama spricht hier von „Bewusstsein“ und meint nicht bloße Rationalität, sondern „bewusst *sein*“. „Wir benötigen positive (ich würde sagen: geklärte, geläuterte) Geisteszustände. Meditation (und Kontemplation) sind wichtiger als ritualisierte Gebete.“⁸

Der Geigenbauer Martin Schleske beschreibt in seinem Buch „Herztöne“⁹ wie

die Arbeit mit einem stumpf gewordenen Werkzeug einem das Arbeiten anstrengend und madig macht. Und was genau so schlimm ist: das Gefühl für das kostbare Holz, aus dem die Geige entstehen und klingen soll, geht verloren. Erst wenn er seine Arbeit unterbricht und sich Zeit nimmt, sein Werkzeug zu schärfen, kann ihm seine Arbeit wieder Freude machen und gelingen. Unser Werkzeug in der Seelsorge sind unsere leiblichen und geistlichen Sinne. Die stumpfen in der Arbeit natürlicherweise ab. Doch nehme ich mir Zeit, meine inneren und äußeren Sinne zu schärfen? Was hilft das Klagen über die anstrengende Arbeit, wenn ich mit einem stumpfen Werkzeug weitermache? Nach dem lieblosen Motto: „Irgendwie reicht’s ja noch.“

Ja, ich selbst bin das Werkzeug, das Medium in meinem Dienst, für das ich allein die Verantwortung trage. Mich selbst habe ich also alltäglich geistlich zu schärfen. Dass ich immer wieder stumpf werde, ist normal. Das gehört zum Dienst. Aber wenn ich stumpf geworden weitermache, versündige ich mich an mir selbst, an denen, denen ich dienen soll und an Gott, der durch mich den Menschen dienen will.

Mein Dienst wird so – ohne es darauf abzusehen – zum Prüfstein glaubenden, bewussten Seins. Hier kann ich erkennen, wie es um mich gerade steht. Bin ich frei *in* mir selbst und *für* die anderen? Sind meine Sinne genug geschärft, so dass ich wach und unangestrengt meinen Dienst tun kann? Bin ich gelassen da, wo ich bin – mit offenen Augen und empfänglichen Sinnen?

Je ehrlicher und freier ich mit mir bin, umso ehrlicher und freier kann ich mit Anderen sein. „Halte lieb (und diene) deinem Genossen, dir gleich. ICH bins.“ So übersetzt Martin Buber das Liebesgebot in Lev 19,18. Du kannst und musst all deine Nächsten nicht mit deinen Gefühlen lieben und dienen. Das Hebräische gebraucht hier bewusst den Dativ. Ihm dich zuwenden und ihm gut und hilfreich sein, das ist hier geboten. Gut möglich, dass später auch das Fühlen ins Tun einstimmen kann. „Der Ort des Menschen ist die Tat“, lautet ein

Grundwort des Judentums. Denn Gott lebt und wirkt im Einander-Dienen: „ICH bins.“

Das erfüllt mit Freude: seiner selbst bewusst und doch frei von Selbstbezogenheit zu dienen! „Dient dem Herrn mit Freude“ (Ps 100), „nicht verdrossen und nicht unter Zwang, denn Gott liebt einen fröhlichen Geber“ (2 Kor 9,7).

So werde ich durch meinen Dienst geführt in die Freiheit der Kinder Gottes und lebe die fruchtbarste aller Lebensweisen. Dem, „der unter uns ist als einer, der dient“ (Lk 22,27) werde ich so immer vertrauter. Jesus sagt dies von sich nach dem letzten Abendmahl, vor seiner Passion. Auch unsereiner bereitet sich so dienend unbemerkt auf seine kostbare letzte Lebensphase vor. Denn echtes Dienen ist im Loslassen und Überschreiten meiner eigenen Enge immer Einübung ins Sterben, Sterbekunst. Im Dienen übe ich mich undramatisch in mein Sterben ein. Ich kläre und ordne mein Leben und lerne es existenziell (nicht bloß ideell) auszurichten auf den Anderen. Auf den, der letzten Endes bleibt und dem ich schon ewig angehöre.

Anmerkungen:

- ¹ Dalai Lama, Der Appell an die Welt, Ethik ist wichtiger als Religion. Wals b. Salzburg 13. Aufl. 2016, 26.
- ² Zit. nach: Reform oder Diktatur, Christ in der Gegenwart, Nr. 34/2016, 370.
- ³ Abbas Antonios, Apophthegma 5, in: Weisung der Väter, Apophthegmata Patrum. Trier 4. Aufl. 1998, 16.
- ⁴ Teresa von Avila, Schicken Sie mir doch ein paar Täubchen. Briefe I. Freiburg 2010, 272.
- ⁵ Johannes Tauler, Predigten Bd. 2. Einsiedeln 31987, Predigt 51, 388.
- ⁶ Martin Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen, herausgegeben und kommentiert von Dietrich Korsch. Leipzig 2016, 15.
- ⁷ Dietrich Korsch, ebd. 81.
- ⁸ Dalai Lama, ebd. 11.
- ⁹ Martin Schleske, Herztöne - Lauschen auf den Klang des Lebens. München 2016, 12-21.

Werner Kleine

Das Opium der Zweifler

Ein neuer Blick auf die Wundererzählungen des Neuen Testaments

Immer noch ergreift die Sensation den modernen Zeitgenossen. Auch nachauflärerisch ist die Sehnsucht nach dem Außergewöhnlichen groß. Zweifler aller Couleur bauen einem Faustpfand gleich auf Wunder, um sich ihrer Weltsicht zu vergewissern. Die einen brauchen sie, um den aufkeimenden Glaubenszweifel niederzuringen, die anderen, um den Glaubenszweifel zu legitimieren. Das Wunder bleibt beider Zweifel liebstes Kind.

Supra naturam vs. contra naturam

Es ist gerade die supranaturalistische Außergewöhnlichkeit, die Wunderkritiker wie Wundergläubige benötigen. Letztere sehen in der natürlichen Unerklärbarkeit eines Ereignisses den Erweis der Wirksamkeit Gottes. Gerade das aber spielt den Wunderkritikern in die Hände, die die Unvernünftigkeit und die Unvereinbarkeit mit den naturgesetzlichen Verlässlichkeiten der Welt als Anlass nehmen, nicht nur die Wunder in Frage zu stellen, sondern mit den Wundern auch die Möglichkeit transzendentaler Erkenntnis an sich. Die unterschiedliche Haltung des Menschen der Gegenwart dem Wunder gegenüber bildet so nicht nur sein Changieren zwischen postmodernen und postfaktischen Befindlichkeiten ab, mit dem er grundsätzlich Welt und Wirklichkeit begegnet; es zeigt auch, dass das Wunder an sich ambivalent ist.

Was Wunder

Der Begriff des „Wunders“ teilt das Schicksal vieler selbstverständlich verwendeter Begriffe. Es scheint festzustehen, was der Begriff meint; eine faktische Vergewisserung findet aber nicht statt. Bei dem Begriff „Wunder“ steht heutzutage das Außergewöhnliche und naturwissenschaftlich Unerklärliche im Vordergrund. So definiert die Dudenredaktion, dass „Wunder“ ein „außergewöhnliches, den Naturgesetzen oder aller Erfahrung widersprechendes und deshalb der unmittelbaren Einwirkung einer göttlichen Macht oder übernatürlichen Kräften zugeschriebenes Geschehen, Ereignis, das Staunen erregt“ oder „etwas, was in seiner Art, durch sein Maß an Vollkommenheit das Gewohnte, Übliche so weit übertrifft, dass es große Bewunderung, großes Staunen erregt“¹, bezeichnet.

Reicht es aber schon, das Außergewöhnliche eines Ereignisses zu betonen, um von einem Wunder zu sprechen? Wird das Wunder nicht als Scharlatanerie erscheinen, wenn die Außergewöhnlichkeit eines Tages durch neue Erkenntnisse erklärbar wird? Kippt dann mit dem Wunderglauben nicht auch das Vertrauen in die Wirkmacht Gottes an sich? Es ist der Ambivalenz dessen, was die Menschen „Wunder“ nennen, eigen, dass „Wunder“ nicht nur nichts beweisen; ein naiver Wunderglaube ist letztlich auch auf Sand gebaut. Es wundert daher nicht, dass bereits im Neuen Testament ein blinder Wunderglaube skeptisch betrachtet wird.

Der Rationalismus der frühen Christen

Die neutestamentliche Wunderskepsis wird an einem bemerkenswerten Schrifttext deutlich. In der Offenbarung des Johannes wird im 13. Kapitel in geradezu satirischer Weise der Kaiserkult in dem Bild von den zwei Tieren² hinterfragt. Dort heißt es in Offb 13,3b, nachdem das erste

Tier aus dem Meer gestiegen war und in seiner machtvollen Erscheinung mit drastischen Worten beschrieben wurde: „Und die ganze Erde sah dem Tier staunend nach.“ Die Einheitsübersetzung gibt hier mit „staunend nachsehen“ das griechische ἐθαυμάσθη wieder. Θαῦμα bezeichnet im Altgriechischen neben dem Wort τέρας ein Geschehen, das sich vor allem durch Außergewöhnlichkeit und Unerklärbarkeit auszeichnet, mithin also ein „Wunder“ im allgemein üblichen Sprachgebrauch ist. Das Auftreten des Tieres wird von der ganzen Erde als im wahrsten Sinn „wunderbar“ erfahren.

Die Wunderhaftigkeit der tierischen Erscheinung wird durch das Handeln des zweiten Tieres verstärkt: „Und ich sah: Ein anderes Tier stieg aus der Erde herauf. Es hatte zwei Hörner wie ein Lamm, aber es redete wie ein Drache. Die ganze Macht des ersten Tieres übte es vor dessen Augen aus. Es brachte die Erde und ihre Bewohner dazu, das erste Tier anzubeten, dessen tödliche Wunde geheilt war. Es tat große Zeichen; sogar Feuer ließ es vor den Augen der Menschen vom Himmel auf die Erde fallen. Es verwirrte die Bewohner der Erde durch die Wunderzeichen, die es im Auftrag des Tieres tat“ (Offb 13,11-14a).

Hier ist schon nicht mehr von θαῦματα die Rede, sondern von σημεῖα, also Zeichen, die das zweite Tier im Auftrag des ersten tat. Der weitere Verlauf des Textes entlarvt die σημεῖα dabei als trügerisch: „Es [das zweite Tier] befahl den Bewohnern der Erde, ein Standbild zu errichten zu Ehren des Tieres, das mit dem Schwert erschlagen worden war und doch wieder zum Leben kam. Es wurde ihm Macht gegeben, dem Standbild des Tieres Lebensgeist zu verleihen, sodass es auch sprechen konnte und bewirkte, dass alle getötet wurden, die das Standbild des Tieres nicht anbeteten“ (Offb 13,14b-f).

Das Standbild hat keine wunderbaren Kräfte aus sich heraus. Das zweite Tier ist

es, das ihm Lebensgeist verleiht. Johannes denkt hier wohl an Manipulationen, die dem Standbild scheinbar außergewöhnliche, eben „wunderbare“ Fähigkeiten verleihen³. Ziel dieser „Wunder“ ist es laut Johannes, die Menschen zu verwirren bzw. zu verführen (πλανᾶν).

Der Seher Johannes entlarvt das vorgebliche Wunder als Scharlatanerie. Er erkennt die manipulativen, menschengemachten Mechanismen vorgeblicher Wundererscheinungen, die das Ziel haben, Leichtgläubige zu verführen.

Und die Wunder Jesu? – eine neue Perspektive

Obschon also bereits den frühen Christen die Ambivalenz der Wunder bewusst war, berichten die Evangelien von zahlreichen Machterweisen Jesu. Dabei ist es bemerkenswert, dass die Evangelisten die gängigen griechischen Termini für „Wunder“ im Sinne supranaturalistischer Ereignisse (θαῦμα bzw. τέρας) vermeiden. Wenn sie die Taten Jesu in Worte fassen, verwenden die Synoptiker den Begriff δύναμις (machtvolle Tat), während der Evangelist Johannes von σημεῖον (Zeichen) spricht. Die Evangelisten vermeiden damit von vorneherein ein Verständnis der Taten Jesu, das an der Außergewöhnlichkeit der Ereignisse orientiert ist. Allein von hier erscheint es fraglich, ob die „Wunder“ Jesu primär Ausdruck seiner göttlichen Vollmachten sind. Bleibt dieser Aspekt im Vordergrund, bleibt die Aporie, die durch die Außergewöhnlichkeit und natürliche Unerklärbarkeit der Geschehnisse entsteht, bestehen. Entweder werden diese Taten als historische Fakten aufgefasst, dann öffnet sie einer auf Wunderkritik basierten Religionskritik Tür und Tor; oder man muss die Wundertaten Jesu enthistorisieren und in das Reich kerygmatischer Zeugnisse verweisen, die in stringenter Überzeichnung die christologische Dimension betonen wollen⁴. Letztlich bleibt so oder so die Frage, welchem Ziel

die Wundererzählungen dienen. Im einen Fall beweisen sie nichts, im anderen Fall sollen sie gar nicht geschehen sein. Cui bono?

Nun findet sich in den Evangelien freilich ein Wort, das allgemein von der Exegese als ureigenste Stimme Jesu (*ipsissima vox*) aufgefasst wird. In Mk 8,12parr antwortet Jesus auf die Forderung eines himmlischen Zeichens fast schon resigniert: „Was fordert diese Generation ein Zeichen? Amen, das sage ich euch: Dieser Generation wird niemals ein Zeichen gegeben werden.“ Die Szene findet sich im Markusevangelium im unmittelbaren Anschluss an die Erzählung von der Speisung der Viertausend. Nicht nur der redaktionelle Zusammenhang, auch die Frage an sich lässt darauf schließen, dass es außergewöhnliche Taten Jesu gab. Die Frage ist nur, ob die außergewöhnliche Tat Jesu auch nur außergewöhnlich erklärbar war und ist.

Die Speisung der Viertausend als wunderbares Paradigma

Es lohnt sich immer wieder, die biblischen Texte genau zu lesen. Oft ist vor allem das, was nicht erzählt wird, von dem aber die Leserin und der Hörer annimmt, es sei doch erzählt worden, das eigentlich Bedeutsame. Mit der Schaffung bewusster Leerstellen im Text wenden gerade die Evangelien das in der jüdischen Erzählweise beliebte *Stilmittel der Lakonie*⁵ an. Die Erzählungen von der Speisung der Viertausend (Mk 8,1–10par) bzw. der Fünftausend (Mk 6,32–44parr; Joh 6,1–13) spielen mit genau diesem Stilmittel.

Zuerst ist festzustellen, dass allein schon die quantitative Bezeugung des Geschehens (von einer Massenspeisung berichten die Evangelien sechs Mal – es muss sich also um ein für die frühe Kirche prägendes Ereignis gehandelt haben) dafür spricht, dass im Hintergrund der Narrative ein historisches Ereignis die Basis des Erzählten

bildet. Ob es sich dabei tatsächlich um eine schier unglaublich große Zahl von Menschen gehandelt hat, die durch die Tat Jesu satt wurden, spielt dabei nicht die primäre Rolle. Auch sonst ist in den Evangelien zu beobachten, dass die Übersteigerung der rhetorischen Betonung des Erzählten gilt. So stellt der Exeget Julius Wellhausen bereits 1909 fest: „Das Wunder verschwindet mit den Zahlen, die in der mündlichen Überlieferung regelmäßig entarten.“⁶ Die rhetorische Übersteigerung dient dazu, dass die Leser und Hörerinnen begreifen sollen, „dass hier etwas erzählt wird, das die Normalität durchbricht“⁷.

Genau das ist der springende Punkt: Die Tat Jesu ist nicht in sich außergewöhnlich – und doch durchbricht sie die Normalität. Denn das, was erzählt wird, ist an einer bestimmten Stelle ungewöhnlich und schafft die Wirkung des Besonderen.

Die Texte berichten von einer großen Menschenmenge, die sich um Jesus versammelt hat. Sie hatten offenkundig nicht zu essen. Dieser Hinweis ist für den Verlauf des Textes wichtig, denn er suggeriert die Bedürftigkeit der Menschen. Der Weg nach Hause ist weit, der Ort ist einsam oder die Nacht bricht bald herein – die Texte betonen immer die Unmöglichkeit, sich noch Nahrung zu verschaffen. Es gibt also nur den Ausweg: den eigenen Proviant unter die Menschen zu bringen – im Fall der Erzählung von Mk 8,1-10 sind es sieben Brote und ein paar Fische. Über sie spricht Jesus das Dankgebet und lässt die Brote und die Fische an die Menschen verteilen. Schließlich werden alle satt werden und es wird überreichlich übrigbleiben, so dass auch für die Jünger Jesu noch genügend Nahrung bereitsteht.

Soweit der bekannte Teil der Erzählung. Er suggeriert, dass tatsächlich einige Brote und ein paar Fische den Hunger Tausender gestillt haben. Die Texte erzählen aber noch mehr. Sie beschreiben nämlich ein Verfahren, das Jesus vor der Verteilung einführt.

Die Leute sollen sich auf den Boden setzen (vgl. Mk 8,6), ins grüne Gras (vgl. Mk 6,39) und dort Gruppen bilden (vgl. Mk 6,39).

Das ist der entscheidende Hinweis. Hier verlässt Jesus den Rahmen des Üblichen. Das Dankgebet zu sprechen und gastfreundlich zu sein ist normal. Die Methode, die Jesus hier einführt, ist unüblich. Er gibt einer unüberschaubaren Masse eine Struktur. Aus der gesichtslosen Menge entstehen kleine Gruppen, in denen das Gegenüber ein Antlitz hat. Niemand teilt sein Brot mit gesichtslosen Fremden. Mit dem Gegenüber, das einen anblickt, gibt es zum Teilen hingegen kaum eine Alternative – schon gar nicht, wenn der, um dessentwillen man gekommen ist, mit gutem Beispiel vorangeht und alles gibt, was er hat.

An dieser Stelle hält der Text einen weiteren Hinweis bereit: „Die Leute aßen und wurden satt.“ (Mk 8,8) Lakonisch heißt es: καὶ ἔφαγον - und sie aßen. Es fehlt das Wörtchen ἀπό. Die Phantasie suggeriert, dass alle von den Broten Jesu gegessen haben – allein der Text sagt davon nichts. Er sagt nur, dass alle aßen⁸. Es ist die zu kleinen Gemeinschaften geronnene Masse, die das Sattwerden ermöglicht hat.

Sieh an, sieh an!

Das ist der vielleicht entscheidendste Aspekt, der die sogenannten Wundergeschichten Jesu prägt. Sie erzählen letztlich davon, wie Menschen Ansehen wiedererlangen, indem Jesus sie ansieht oder Angesehenwerden ermöglicht. Es sind dabei durchaus Handlungen, die den Rahmen des Normalen sprengen und insofern auch außergewöhnlich sind. Jenseits des berichtet Wunderbaren, das je nach Erkenntnisstand den Rang des Außergewöhnlichen verlieren kann, bleibt das den Rahmen der Normalität Sprengende erhalten. Erstaunlich ist, wie häufig dabei die (Wieder-)Herstellung von zwischenmenschlicher Gemeinschaft als Ziel des machtvollen Wirkens Jesu erscheint.

Neben der Erzählung von der Speisung der Vier- bzw. Fünftausend gehört die Heilung des Blindgeborenen zu den Berichten, die alleine schon aufgrund ihrer quantitativen Bezeugung auf einem historischen Kern beruhen dürften. Sie findet sich in den Evangelien insgesamt fünf Mal (Mk 10,46-52; Mt 9,27-31; 20,29-34; Lk 18,35-43 und mit eigener Dramaturgie Joh 9). Besonders eindrücklich ist die Erzählung in Mt 20,29-34. Der Text eröffnet mit einem „lauten“ Hinweis: „Als sie [Jesus und seine Jünger] Jericho verließen, folgte ihm eine große Zahl von Menschen.“ Es ist die große Zahl von Menschen, die die laute, ja gerade lärmend-quirelige Szenerie mit wenigen Worten in den Leserinnen und Hörern intendiert.

Der Text schafft sofort einen scharfen Kontrast. Er schildert wie am Weg zwei Blinde sitzen. Sie sitzen vor den Toren der Stadt, am Rand des Weges, auf dem Boden. In zwei Sätzen hat der Autor einen scharfen Kontrast geschaffen. Hier die lärmende Menge, die Jesus umringt, dort zwei Menschen am Boden ihrer Existenz.

Die beiden verschaffen sich lautstark Gehör. Sie haben nichts mehr zu verlieren. Sie lassen sich nicht zum Schweigen bringen. Ihr Ruf wird erhört. Jesus bleibt stehen – und ruft die beiden zu sich.

Diese Reaktion ist bemerkenswert. Wäre es nicht normal gewesen, wenn der Heiland sich zu den beiden herabgelassen hätte? Er aber aktiviert die Eigenkräfte der Blinden. Er bringt sie auf seine Augenhöhe. Er sieht sie an. Er handelt nicht einfach so an ihnen. Erst folgt die Frage, was er ihnen tun soll, dann die Antwort, sie möchten wieder sehen können. Erst sah er sie an, dann verleiht er ihnen Ansehen, das darin seine Erfüllung findet, dass sie, die eben noch Bodensatz der Gesellschaft waren, nun in der Gemeinschaft mit Jesus stehen.

Wunderbare Normalität

Es ist nicht immer die Gemeinschaft in der Nachfolge Jesu, die Ziel des Wunders ist. Ob es sich bei der Heilung des Besessenen von Gerasa (vgl. Mk 5,1-20parr) um eine Erzählung mit einem wahren Kern oder um eine komponierte Lehrerzählung mit satirischem Einschlag⁹ handelt – das Handeln Jesu übersteigt auch hier die Normalität, um Normalität wiederherzustellen. Ein Mann, offenkundig von Wahnsinn getrieben, lebt außerhalb der menschlichen Gesellschaft. Möglicherweise – darauf deutet die Benennung des Dämons als „Legion“ hin – handelt es sich um einen Kollaborateur, also einen, der selbst familiäre Bande dem eigenen Vorteil geopfert und mit den Besitzern kooperiert hat. Der Preis ist der Verlust menschlicher Bindungen. Er ist für die Seinen gestorben und lebt nun bei den Grabhöhlen.

Jesus geht dorthin, wo niemand hingeht. Er überwindet die Trennung und eröffnet neue Perspektiven. Er stellt Gemeinschaft wieder her. So geheilt, bittet der Mann ihn, bei ihm bleiben zu dürfen (vgl. Mk 5,18parr). Jesus aber antwortet: „Geh nach Hause und berichte deiner Familie alles, was der Herr für dich getan und wie er Erbarmen mit dir gehabt hat“ (Mk 5,19).

Für den ehemals an sich selbst wahnsinnig Gewordenen wäre die Gemeinschaft mit Jesus eine Flucht vor seiner eigentlichen Lebensherausforderung gewesen: der Versöhnung mit denen, die er im Stich gelassen hat. Wäre er bei Jesus geblieben, hätte er sie zum zweiten Mal im Stich gelassen. Es ist das Wunder der Normalität, das Jesus bewirkt.

Wenn des Glaubens liebstes Kind erwachsen wird

Die Wundererzählungen der Bibel sind vielfältig. Unabhängig von der Frage der Historizität, die sich nicht allgemein, son-

dern nur von Fall zu Fall beantworten lässt, geht es aber immer um die Schaffung von „Normalität“ – bisweilen mit unorthodoxen Mitteln. Normalität ist die Basis des Alltags, der sich gerade durch die Abwesenheit des Außergewöhnlichen auszeichnet. Die „Wunder“ Jesu zeigen, dass sich gerade im Alltag das Wirken Gottes ereignet. Bisweilen genügt es, dem Beispiel Jesu zu folgen – wie bei der Tochter des Jäirus. Während die Anwesenden ihren vermeintlichen Tod beweinen, schaut er genau hin und antwortet: „Das Kind ist nicht gestorben, es schläft nur.“ (Mk 5,39) – Ob das schon ein Wunder ist?

Wunder mögen ein Opium für Zweifler aller Couleur sein. Den Herausforderungen des Lebens ins Auge zu sehen, ist jedenfalls die Haltung, die den erwachsenen, mündigen Menschen auszeichnet. Die Wundererzählungen des Neuen Testaments lehren nicht, naiv auf die Hilfe Gottes zu vertrauen. Sie erzählen vom Aufbieten letzter Kräfte in existentieller Not und davon, dass es jemanden braucht, der aufrichtige Hilfe leistet, damit Ansehen möglich wird. Dass manche Begebenheit zwei- und mehrmals in den Evangelien berichtet wird, zeigt, dass auch die Jünger Jesu ihre Zeit benötigen, um wirklich zu verstehen, dass es nun an ihnen ist, nicht blind auf das Außergewöhnliche zu vertrauen, sondern aufrichtig zu sein. Diese intellektuelle und lebenspraktische Herausforderung gilt alle Tage neu.

Johannes. Kommunikation im Konflikt (OD 253). Freiburg i. Br. 2013, S. 74–106, hier: S. 91 ff.

- ³ Vgl. hierzu ebd., S. 93, Anm. 68 sowie Hubert Ritt, Offenbarung des Johannes (NEB NT 21). Würzburg 2010, S. 72, der hier „raffinierte Zauberpraktiken“ vermutet.
- ⁴ So stellt etwa Bernd Kollmann fest: „Die heute dominierende mythische und religionsgeschichtlich-kerygmatische Deutung betrachtet die Wundererzählungen nicht als Tatsachenberichte, sondern als Glaubenszeugnisse, die auf ihre christologische Zielsetzung hin befragt werden wollen.“ (Bernd Kollmann, Neutestamentliche Wundergeschichten. Stuttgart 2011, S. 19.
- ⁵ Vgl. zur Lakonie: Werner Kleine, Die Kunst der Auslassung. Das Stilmittel der Lakonie in der Gleichnisverkündigung Jesu, in: Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück, 2008 (60. Jg.), S. 259–264.
- ⁶ Julius Wellhausen, Das Evangelium Marci. Berlin 1909, S. 50.
- ⁷ Ruben Zimmermann, Frühchristliche Wundererzählungen – eine Hinführung, in: ders. (Hrsg.), Kompendium der frühchristlichen Wundererzählungen, Band 1: Die Wunder Jesu. Gütersloh 2013, S. 5–67, hier: S. 13.
- ⁸ In anderen Erzählsträngen wird zwar davon berichtet, dass die Menschen „die Brote“ aßen (τοὺς ἄρτους). Aber auch hier fehlt das Wörtchen ἄπό, das eine eindeutige Identifizierung mit den Broten Jesu bedeutet hätte. Allerdings ist auch hier textkritisch umstritten, ob der Urtext die Worte τοὺς ἄρτους überhaupt enthalten hat. Qualitativ wertvolle Textzeugen, wie etwa der ca. auf 200 n. Chr. datierte Papyrus 46 bezeugen die Worte ebenso wenig wie der Codex Sinaiticus. Außerdem spricht die textkritische Regel der lectio brevior für das Fehlen der Worte τοὺς ἄρτους.
- ⁹ Die übergroße Schweinherde und die Benennung des Dämons als „Legion“ können durchaus als Verballhornung der römischen Besatzer aufgefasst werden.

Anmerkungen:

- ¹ Duden online, <http://www.duden.de/rechtschreibung/Wunder> [Stand: 16.12.2016].
- ² Zur Interpretation der beiden Tiere siehe: Stefan Schreiber, Attraktivität und Widerspruch. Die Dämonisierung der römischen Kultur als narrative Strategie in der Offenbarung des Johannes, in: Thomas Schmeller u.a. (Hrsg.), Die Offenbarung des

Norbert Caspers

Bibel und Bühne

Über 20 Jahre Erfahrung mit Kindermusical-Projekten

1994 Remscheid-Lüttringhausen. Ich entdecke bei einem befreundeten Musiklehrer Noten zu dem Kindermusical „Jona“ von L. Heidenreich (Komposition) und J. Kleinsorge (Text) aus dem Jahre 1991. Ich setze mich ans Klavier und spiele „Geh, geh nach Ninive! Jona, mach dich auf den Weg! Sage dort den Menschen: Euer Leben ist nicht okay!“...

So etwas hatte ich immer gesucht: die Botschaft der Bibel in einfachen, verständlichen Worten, dazu eine beschwingt fröhliche Melodie, die zum Mitsingen einlädt. Der Funke war gesprungen. Ich war sofort Feuer und Flamme. Das wollte ich auf die Bühne bringen. „Die Bibel lebt!“ wollte ich hinausrufen. „Sie hat auch heute den Menschen etwas zu sagen. Da ist Kraft in diesen Texten, da sind Geschichten, die die Herzen berühren, es sind Geschenke des Himmels.“ Ich ahnte damals noch nicht, was sich durch diesen Impuls alles in Bewegung setzen sollte. Schon recht schnell gab es erste Resonanzen für meine Idee. Der Pfarrer, Kinderchor, Eltern und einige Musiker ließen sich ebenfalls begeistern und schon wenige Monate später öffnete sich in der Hl. Kreuz-Kirche zum ersten Mal der Vorhang für ein biblisches Kindermusical. „Der Broadway in Lüttringhausen“, titelte damals der Lokalteil der Tageszeitung. „das Musical-Fieber hat auch die kath. Kirche erfasst“.

Es sollten in meiner Lüttringhauser Zeit (1991-2006) noch 10 weitere Musicals mit biblischen Inhalten folgen. Einmal losgetreten rollte die Lawine,... erst recht, als auch die Kirchenmusikerin der Gemeinde

– bis dahin ganz der klassischen Musik verpflichtet – Feuer fing und wir gemeinsam und mit verteilten Rollen einen Kinderchor mit drei Altersgruppen und schließlich mit fast 60 Mitgliedern aufbauen konnten. Am Ende standen als krönender Abschluss ein selbst geschriebenes 90-minütiges Musical „David und Saul“ und eine 70-minütige Hörspiel-Tonstudio-Aufnahme dieses Musicals.

Machen wir einen Sprung nach 2017 in den pastoralen Alltag unserer Tage! Ich habe das Konzept der Projekt-Arbeit modifiziert. Meine Projekte sind nicht mehr an einen bestehenden Kinderchor gebunden. Die Mitglieder rekrutieren sich immer wieder neu aus Schul-Kontaktstunden, aus Musik-Projekt-Wochen, aus Krippenspiel-Vorerfahrungen, aus dörflichen Gemeinschaften, die sich über Theater-Angebote, Chorstunden und Chorfreizeiten freuen. Über 10 Jahre gab es auch hier in Wipperfürth als Schulstadt mit unzählig vielen Kindern und auf den Dörfern viel Resonanz und Rückendeckung für zahlreiche Aufführungen mit den unterschiedlichsten Formaten und Projektchören – mal als Schulveranstaltung, mal als musikalisches Krippenspiel am Heilig-Abend in einem Kirchdorf, mal als den ganzen Seelsorgebereich umgreifendes Projekt in einer zentralen Kirche, mal auf dem Alternativen Adventsmarkt, mal als Pfarrfest-Höhepunkt.

Diesmal lade ich ein zur „Hochzeit zu Kana“. Ein äußerst dankbares Stück für Grundschüler – musikalisch (Hella Heizmann) wie textlich (Gertrud Schmalenbach). Köche, Brautjungfern, die Jünger, ein Brautpaar, Maria, Jesus und Onkel Ali aus Ägypten mit Tochter Salome – wenn auch verspätet – erleben eine lustige, orientalische Hochzeit, bei der es richtig hoch hergeht. Geschenke, ein Tanz, eine Riesentorte, ein Kamel... Da ist vieles, was man gestalten kann und womit man der biblischen Geschichte einen dramaturgisch unterhaltsamen Hintergrund gibt. Ein Stück, das Kindern einfach Freude macht.

Diesmal melden sich mit viel Werbepapier aber nur 13 Kinder. Ich bin irritiert. Sollte die Zeit der Kindermusicals nun auch vorbei sein? War die Pause seit dem letzten Projekt zu lang? Gibt es einen Altersumbruch? War das letzte Musical nicht so packend? Offene Fragen, bis mir klar wird, dass mir dieses Mal die Trägergruppe fehlt. Die Kinder des letzten Projektes sind mehrheitlich aus der Zielgruppen-Klientel herausgewachsen und nun müssen zuerst neue Beziehungen entstehen und die gemeinsame Freude am Singen muss erst wieder geweckt werden und wachsen – gerade heutzutage, wo viel Musik gehört, aber nicht mehr so viel gesungen wird an unseren Schulen in den Gruppen unserer Gemeinden.

13 Kinder sind zu wenig. Damit kann man kein Musical auf die Beine stellen. Was tun? Ich spüre, dass ich nicht bereit bin, dieses kostbare Feld, diesen Jungbrunnen einer lebendigen, phantasievollen Bibelarbeit zu räumen, und gehe in die Offensive. Seit ein paar Monaten gebe ich Kontaktstunden an einer zweizügigen Schule in der Stadtmitte. Während ich mich mit den angemeldeten 13 Kindern regelmäßig zu nachmittäglichen Chorstunden treffe, mache ich auch die Kinder vormittags in der Schule mit der Geschichte von der „Hochzeit zu Kana“ vertraut, singe mit Gitarrenbegleitung die Musical-Lieder und kann schließlich die Kinder zu zwei mehr oder weniger improvisierte Aufführungen im Schulkontext (Schüler spielen für Schüler) gewinnen. Zeitgleich gehe ich nachmittags in die OGS und male mit den Kindern Kulissen und freue mich daran, dass diese wunderbare biblische Geschichte immer mehr Aufmerksamkeit und Freude findet. „Was ist das?“ fragen die nicht-malenden Kinder und die Maler und Malerinnen erklären – auch den muslimischen Kindern –, um was es in der Geschichte geht. Für mich sind das Sternstunden biblischer Katechese. Die alten Geschichten werden per Kindermund weiter erzählt wie früher von den Erwachsenen an den Lagerfeuern und in den Spinnstuben.

Die Vorbereitungen und die beiden schulischen Aufführungen machen – wie ich es nicht anders kenne –, den Kindern, Akteuren wie Zuschauern, viel Spaß. Und als ich dann anschließend nach Interessenten für eine weitere Aufführung mit den Projektchor-Kindern der Gemeinde auf dem Pfarrfest frage, melden sich tatsächlich 15 weitere Kinder. Das war vor den Sommerferien.

Nach den Ferien hatte sich die eine oder andere Begeisterung wieder verflüchtigt oder das Ja zu drei weiteren Chorstunden wurde durch eine neue Begeisterung wie die für Kickboxen, Reiten oder andere Aktivitäten verdrängt. Es brauchte Geduld und ein bisschen mehr persönlichen Zuspruch, Besuche in den 4. Klassen und Telefonate mit den Eltern, damit am Ende doch noch alle Rollen besetzt werden konnten. Doch es hat sich gelohnt. Kontakte wurden vertieft, Beziehungen neu geknüpft.

Klar, es ist schwerer, mühsamer geworden als in den Anfängen vor 20 Jahren. Man muss so manche Klinke putzen und darf den Weg an die Hecken und Zäune nicht scheuen. Doch es lohnt sich – immer wieder und immer noch!

Am Ende hatte der Chor 27 Kinder. Das hat mich richtig froh gemacht, auch wenn ich schon Musical-Chöre mit über 40 Kindern geleitet habe. Die Kinder haben sich doch noch einmal werben, gewinnen und begeistern lassen. Ein Wehmutstropfen: Die Rolle von Onkel Ali musste weiblich besetzt werden, weil sich kein gesangssicherer Junge fand. Doch es stört keinen großen Geist. Die Phantasie darf blühen. Die Bibel lebt.

Warum Kindermusical-Projekte?

Solche Projekte bestechen durch ihre Komplexität und Vielschichtigkeit. In ihnen lässt sich in einem Wurf fast alles realisieren, was Kinder und Jugendlichen im Rahmen einer Kirchengemeinde Freude macht und was sie fordert und fördert, was sie bildet und unterhält, was sie individuell

bereichert und auch Gemeinde erlebbar macht. Sie führen wie in einem Brennpunkt all das zusammen, was sich in den Jahren nach dem II. Vatikanischen Konzil theologisch, innerkirchlich, gesellschaftlich, pädagogisch und liturgisch entwickelt hat.

1. Pluralisierung, Individualisierung, modernes Zeitmanagement

Das beherrschende Paradigma unserer Tage ist das der Pluralisierung und das der Individualisierung. Während die Kirche nach dem zweiten Weltkrieg noch weitgehend als „Alleinunterhalter“ im Freizeitbereich gelten durfte, ist sie heute ein Anbieter unter vielen geworden, ja scheint fast sogar in einer Nische des Angebots-Imperiums unserer Gesellschaft zu verschwinden. Dazu kommt die Individualisierungsdynamik, in der die Entwicklung des einzelnen eigentlich fast immer Vorrang vor der Entwicklung einer Gruppe hat. Individuum steht vor Gruppe, Privatleben geht über gesellschaftliche Herausforderungen.

Da darf man sich glücklich schätzen, wenn man überhaupt kindliche und jugendliche Interessenten für kirchliche Projekte findet. Eine Totalidentifikation mit Kirche, wie sie noch in meiner Jugend eingefordert wurde, ist heute undenkbar.

Ein weiterer Punkt: Der Mensch von heute denkt praktisch, nicht programmatisch. Die Orientierung an Grundsatzprogrammen und langfristigen Lebensentwürfen ist schwach ausgeprägt. „Wie passen die Angebote in die noch freien Zeitfenster?“ ist eher die Frage. Da kommen temporäre Lösungen, Module, Puzzlestücke für das familiäre Zeitmanagement eher gelegen als die gefragte Mitgliedschaften in Vereinen und Verbänden, die von der Verantwortung und Verbindlichkeit ihrer Mitglieder auf Jahre hin leben. Davon sind auch kirchliche Angebote betroffen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Plädoyer heutiger Pastoraltheologen

(Christian Bauer und Herbert Haslinger), die Angebote der Kirche als „Servicezeit“ zu verstehen. Schon in der Bibel erführen Menschen in der Begegnung mit Jesus oder der jungen Kirche vollgültiges Heil, obwohl sie in keine Gruppe berufen worden wären. Da dürfe man einfach nur staunen und mit den Jesus-Nachfolgern sympathisieren, ohne gleich den Mitgliedsbeitrag zahlen zu müssen. Die, die die Angebote machen, müssten das Herz offen halten für alle, die nur „reinschnuppern“ oder „mitfahren“ oder „nur Kirchensteuern zahlen, sonst nichts“ wollen und sich von der Versuchung fernhalten, die Menschen für den Aufbau von Kirche instrumentalisieren zu wollen.

Für die Kinder- und Jugendarbeit und die Begegnung mit jungen Familien heißt das: Niederschwellige Angebote mit Projektcharakter und mit hohem Erlebniswert. In wenigen, zeitlich befristeten Angeboten kann das „Schöne und Beglückende“ unseres Glaubens beispielhaft erfahren werden – nicht mehr und nicht weniger.

2. Erlebnispädagogik

Ein Zauberwort, das auch in den pädagogischen Konzepten der Kirche Einzug gehalten hat, doch ich darf sagen: es hält, was es verspricht. Über fast 250 Jahre – ausgehend von Rousseau über David Thoreau, Baden Powell, Rudolf Steiner, Adolf Reichwein, Maria Montessori bis hin zu John Dewey und W. H. Kilpatrick – hat sich die Pädagogik auf Handlungsorientierung („Learning by doing“) und ein ganzheitliches – Seele, Körper und Geiste in gleicher Weise berücksichtigendes – Menschenbild hin reformiert. Dabei wird dem „Erlebnis“, das die Persönlichkeit und die soziale Kompetenz in besonderer Weise formen kann, noch einmal ein besonderer Stellenwert zugemessen ... „Das Erziehungspotential der Natur ist gewaltig“, sagt ein J.J. Rousseau, „Das Erlebnis im Nutzen der natürlichen Ressourcen“, sozusagen mit Haut

und Haar, ist der Schlüssel zu einem tieferen Verstehen, sage ich im Chor mit vielen modernen Freizeitpädagogen. Theater, Tanz, das Erleben der eigenen Stimme im Chor, im schauspielerischen Kontext, im Solo-Gesang ... das alles führt zu einem ganzheitlichen Tun, Begreifen, Verstehen, inspiriert von geistigen Inhalten.

Natürlich kann man ein „Erlebnis“ nicht machen, doch man kann Räume schaffen für Aktivität, Unmittelbarkeit, Spannung, Emotionalität, Wagnis, Mut, Abwechslung und Authentizität. Genau das tut ein Kinder-Musical-Projekt. Es schafft vielschichtige und kreative Erlebnis-Räume, in denen durch Musik und Schauspiel Ich-Kompetenzen, Gemeinschaftserlebnisse und soziales Lernen gefördert werden. So entsteht in der Gemeinde ein Stück „Kultur“ auf dem Hintergrund biblischer Geschichten

3. Bibelkatechese zwischen „leichter Sprache“ und Bibliodrama

In meiner Jugend kannte jedes Kind einen ganzen Fundus biblischer Geschichten. Biblische Geschichte galt als eigenes Unterrichtsfach. Und noch eine Generation früher konnte man biblische Geschichten z.B. in Kaffee-Packungen der renommierten Dampf-Kaffee-Brennerei P: H. Inhoffen von 1895 aus Bonn finden und in einem eigenen Album mit 240 Stecklaschen sammeln. Ich besitze ein solches Album als antiquarisches Schätzchen.

Die Sammelleidenschaft konzentriert sich heute in einer säkularisierten Gesellschaft auf andere Objekte und es ist viel schwieriger geworden, Kinder heute für biblische Geschichten zu begeistern. Packende Kinderbücher, spannende Hörspiel-CD's, reichhaltiges DVD- und TV-Filmmaterial mit einem eigenen Kinderkanal haben der kirchlichen Bildungs- und Unterhaltungs-Domäne früherer Tage den Rang abgelaufen. Geschenkte Kinderbibeln – und

sind sie noch so schön illustriert – bleiben meistens im Schrank stehen, der Zielfelderplan des Religionsunterrichtes beschränkt sich auf wenige ausgewählte Geschichten, auch die Erstkommunionkatechese ist nicht vorrangig eine Bibelkatechese. Und wo gibt es schon jeden Sonntag einen kindgerechten Gottesdienst mit einer die Bibel auslegenden Katechese?

Es darf hier daran erinnert werden, dass es eines der Grundanliegen der Konzils-Liturgiereform von 1963 war, dem Volk verstärkt den Reichtum der Heiligen Schrift zu erschließen und die „Schatzkammer der Bibel“ weit zu öffnen.

Aber wie kann das gelingen? Meine These: Biblische Inhalte sollten ganzheitlich und mit allen Sinnen vermittelt werden. Kommunikationsforscher und Werbestrategen werden mir Recht geben, dass es eine abgestufte Hierarchie an Möglichkeiten gibt, Gedanken, Werte sowie auch Worte aus der Hl. Schrift aufzunehmen und zu verarbeiten. Abgesehen von der persönlichen Disposition (auditiver, visueller oder olfaktorischer Typus) prägt sich das, was ich nur höre, nur sehe oder nur rieche, nicht so gut ein wie das, was ich synästhetisch, d.h. mit mehreren Sinnen gleichzeitig wahrnehme. Noch besser prägt es sich ein, wenn es mit inneren Bildern (vgl. die Gleichnisse Jesu) oder eigenen Erfahrungen verknüpft werden kann. Noch besser und nachhaltiger prägt es sich ein, wenn in einem szenischen Spiel versucht wird, das Gehörte in eine Aktion umzusetzen. Und es gibt noch einmal eine Vertiefung des Verstehens, wenn man im spielerischen Tun zu Erfahrungen kommen kann, die einem neue Erkenntnisse schenken, einen stärken und womöglich befreien kann aus alten Lebensmustern. Das gelingt im Rollenspiel, im sich stark ausbreitenden Bibliolog und noch tiefer im Bibliodrama.

Nun ist ein Kindermusical von der Anlage her nichts Spontanes und Offenes. Es wird einstudiert und einem Publikum als ferti-

ges Produkt präsentiert. Es ist Theater nach Drehbuch und hat so nicht das Setting einer Bibliodrama-Gruppe. Und doch kann man sagen, dass es Berührungspunkte und trotz der Regie durch ein Drehbuch Bewegungen und Prozesse gibt, die Raum bieten für Selbsterfahrung und Reflexion. Die Bühne wird beim „heiligen Spiel“ zu einem Kraftfeld, das sich von den biblischen Geschichten her „auflädt“. Da sind Rollenwünsche, Rollenpräferenzen, Ausdrucksmittel aus der Welt des Theaters, Musik, Tanz, Selbsterfahrung pur und Momente der Reflexion mit den jungen Menschen selbst, aber auch mit den Eltern, den Zuschauern. Die Erfahrungen führen in die Tiefe der eigenen Person und die der biblischen Geschichte und sind auch Äußerungen des „weißen Feuers“ zwischen den Zeilen.

Ein zusätzlicher Aspekt: Die Drehbücher der Kindermusicals, die zum großen Teil aus dem freikirchlichen Milieu kommen, bauen Brücken zwischen den Kinderwelten heute und den Welten, in denen die alten Texte entstanden sind. Da bleibt nicht immer der Originallaut der Texte erhalten. Da wird einem narrativen Duktus verpflichtet umgebaut, umgestellt, da werden Teile der biblischen Geschichte weggelassen, anderes wird ausdeutend, erhellend dazu gedichtet. Ist das „Bibel light“? Bedeutet das eine Verkürzung der originalen Botschaft, wenn die Unebenheiten der Texte glatt gebügelt und theologische Unschärfen in Kauf genommen werden. Verlieren die Texte dadurch nicht an religiöser Tiefe? Das sind spannende hermeneutische Fragen, die aber einfach von ihren Wirkungen her zu beantworten sind. Wenn ich erleben darf, wie die Kindermusical-Erlebnisse der Kinder damals heute noch in den Köpfen und Herzen der mittlerweile (jungen) Erwachsenen nachwirken, so weiß ich, dass es weniger um das Verstehen einer vorgegebenen Bedeutung als um ein Verstehen aus dem Inneren des Textes heraus und um das Öffnen eines Raumes geht, in dem Verstehen im Kontext heutiger Erfahrungen geschieht.

4. Vom Kirchenlied zum Kindermusical

Dem Vorwurf der Vereinfachung und Verflachung mussten sich auch all diejenigen aussetzen, die in den verschiedenen liturgischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts das „erhabene Liedgut“ der Kirche aus früheren Jahrhunderten zeitgemäß reformieren wollten. Schon die Herausgeber des 1938 erstmals erschienenen römisch-katholischen Jugend-Gesangbuches „Kirchenlied“ (Josef Diewald, Adolf Lohmann und Georg Thurmaier) mussten sich „Hurra-Katholizismus“, „allzu weiches, sentimentales Liedgut“ aus der Romantik, „subjektiv-individuelle Frömmigkeit“ sowie die Rezeption von evangelischen Liedern nachsagen lassen (vgl. Thomas Labonté, Die Sammlung „Kirchenlied“ – Entstehung, Korpusanalyse, Rezeption, Francke Verlag, Tübingen, Seite 38-53). Trotzdem kam es zu einer raschen Verbreitung der Lieder und 79 von ihnen schafften schließlich den Sprung in das erste für den deutschsprachigen Raum verbindliche „Gotteslob“ von 1975.

Völlig parallel gestaltete sich die Auseinandersetzung um das sog. „Neue geistliche Lied“ (NGL) innerhalb der katholischen Kirche. Die Kritik der offiziellen Verlautbarungen von Päpsten (Joh. Paul II und Benedikt XVI) und deutschen Bischöfen sprach von einer Profanierung der Geistlichen Musik und einer Banalisierung der Liturgie durch die Anleihen bei der Populärmusik (Jazz, Schlager, Rock, Folklore). Doch trotz der Kritik von höchster Stelle finden sich im neuen „Gotteslob“ von 2014 wiederum 62 sog. „Neue geistliche Lieder“.

Die intellektuellen und musikalischen Denkmuster der abendländischen Tradition scheinen katholischerseits mit dem Bauch- und Rhythmusgefühl eines Spirituals, eines Gospels oder eines Sacropop-Songs unvereinbar zu sein. Doch die „Blue Notes“ der außereuropäischen Musikkulturen suchten sich ihren Weg nach Europa wie das Wasser den Weg ins Tal. Mit den ersten Beatmes-

sen, dem Sacro-Pop und den Oratorien eines Peter Janssens wie evangelischer Geistesverwandten in den 60er und 70er Jahren wurden trotz anfänglicher Versuche, den Pop-Transformationen Einhalt zu gebieten, immer mehr Songs „kirchenfähig“ und das Spektrum der Kirchenmusik wurde um viele Facetten erweitert.

Das hat es manchem Zeitgenossen erleichtert, den Weg vom Profanum ins Sacrum zu finden. Alle liturgischen Bewegungen und Reformen des letzten Jahrhunderts zielen auf eine Öffnung des liturgischen Geschehens auf das Volk hin, auf mehr Verständlichkeit der Liturgie und mehr Beteiligung des Volkes am liturgischen Geschehen. Gerade der Geist der liturgischen Konstitution des II. Vaticanum „Sacrosanctum Concilium“ ist der Stoff, aus dem heraus das „Neue Geistliche Lied“ entstanden ist.

Zeitgleich entwickelte sich im profanen Bereich durch die Kompositionen von Andrew Lloyd Webber die Musical-Kultur und nach „Jesus Christ Superstar“ (1970) war dann auch der Weg nicht mehr so ganz weit zum Kindermusical.

5. Vom Kirchenraum zum Bühnenraum?

Dietmar Croos vertritt in seinem erst 2015 erschienen Buch „Theater als Gottesdienst. Das geistliche Schauspiel als moderne Verkündigungsform, Rezeption eines historischen Modells“ die These: „Ein heiliges Spiel braucht einen heiligen Ort.“ Er zeigt auf, dass alte kirchliche Traditionen wie die Mysteryspiele des Mittelalters, die Passionsspiele, die Krippenspiele immer zu einer Verlebendigung des Wortes Gottes beigetragen haben. Erst durch das Tridentinische Konzil (1545-1563) wurde im Geiste der Gegenreformation der Entwicklung des geistlichen Spiels ein Ende gesetzt und es war ein weiter Weg, bis nach vielen Jahrzehnten der Schmähung, Unterdrückung und der Verbote wieder eine Verbindung von Liturgie und Welt möglich wurde. Alle

liturgischen Erneuerungsbewegungen haben begriffen, dass es eine gereinigte, sakrale Liturgie, die herausgeschnitten wird aus der bürgerlichen Welt, nicht gibt, sondern alles ein Ineinander von Gnade und Natur ist. Aber erst das II. Vatikanische Konzil (1962-1965) entfaltete und festigte in zahlreichen Dokumenten den Gedanken, dass eine Kirche sowohl „Haus Gottes“ wie auch „Haus der Menschen“ sein soll und niemandem mit einem „abstrakt-mystischen Arkanum“ als Kultort ohne Weltbezug geholfen ist ..., so nachzulesen in einem Wort der deutschen Bischöfe von 2003 mit dem Titel: „Missionarisch Kirche sein. Offene Kirchen – Brennende Kerzen – Deutende Worte“. Sie dürfe jedoch nie zu einer „funktionalen Mehrzweckhalle“ verkommen.

In dem Verständnis, dass es wichtig ist, in den Kirchen dem „Profanum“ des Weltlichen ein „Sacrum“ des Göttlichen gegenüberzustellen, können sich katholische und evangelische Christen durchaus begegnen. Auch die evangelische Kirche möchte Kirchen als Ander-Orte verstehen, als Oasen, in denen Stille und Andacht möglich sind, doch sie hätten ihre Heiligkeit nicht zwangsläufig vom Ort her, sondern vom Wort der Schrift. Ist die Bibel als heiliger Ort des Wortes allerdings geschlossen, so kann die „Heiligkeit“ des Ortes durchaus gegen ein Kirchencafé oder eine Tafel für bedürftige Menschen eingetauscht werden – wenn es den Menschen dient.

Die Katholiken haben da ein engeres Verständnis. Sie wollen, dass die Spannung zwischen Profanum und Sacrum immer erhalten bleibt und nicht zugunsten weltlicher Bedürfnisse aufgelöst wird. Der heilige Ort soll sich immer von Alltagsräumen unterscheiden und nicht in einen solchen verwandelt werden.

Da bleibt jetzt die Frage, ob die Aufführung eines biblischen Kindermusicals in einem katholischen Kirchenraum diesen Kriterien noch gerecht werden kann, wenn

Kulissenaufbauten den Tabernakel und den Altar verstellen und wie ein mittelalterlicher Lettner das Sacrum innerhalb der Kirche noch einmal in einen sakralen und profanen Bereich aufspalten. Denn wo Theater geprobt und gespielt wird, geht es oft recht weltlich zu. Es gibt lautstarke Regieanweisungen. Es wird geredet, gelacht, Beifall geklatscht. Kirchenbänke werden zu Garderobeständern und zu Quasi-Umkleidekabinen, wenn das Kostüm den letzten Schliff braucht. Auch die Übertragungstechnik fordert ihren Preis durch unzählige Kabel, Mikrophone, Mischpulte und Lautsprecherboxen. Das muss man alles wissen und aushalten können, solange der Tabernakel, Altar und Ambo als heilige Orte geschützt bleiben.

Die Kindermusicals, die wir aufgeführt haben, haben viele Menschen in die Kirche geführt, die diesem Ort in ihrem Alltag keine besondere Bedeutung beimessen. Sie kamen als neugierige Gäste und gingen bereichert und erfüllt mit einer guten Erfahrung wieder ihres Weges. Manchmal kamen die Kinder und die Eltern noch einmal wieder zu ein oder zwei weiteren Projekten. Das ist alles andere als eine rekrutierende Form der Jugendarbeit, doch es bleiben unvergessliche Erinnerungen mit einem hohen Erlebniswert und einer positiven Kirchenerfahrung.

2005 gab die dt. Bischofskonferenz eine Arbeitshilfe heraus zum Thema „Musik im Kirchenraum außerhalb der Liturgie“. Dort heißt es u.a., dass die Aufführung von Musik, die von Texten der heiligen Schrift oder Liturgie inspiriert sind, grundsätzlich zu befürworten ist. Dabei wird auf Vorzüge verwiesen, die erst durch die Aufführung außerhalb der liturgischen Feiern zum Tragen kommen. So könne zum Beispiel durch diese religiöse Musik eine Atmosphäre der Schönheit und Besinnung erzeugt werden, die auch bei kirchlich Fernstehenden eine Hinneigung zu geistlichen Dingen fördern kann. Außerdem werde eine Umgebung geschaffen, die die Verkündigung des Wortes

Gottes und seiner Aufnahme erleichtern. Ja, man dürfe die musikalische Aufbereitung biblischer Texte durchaus als einen Weg der Glaubensvermittlung – gerade für Fernstehende – betrachten. Kirchliches Kulturschaffen habe eine aus sich wirkende Kraft, ohne aufdringlich missionarisch sein zu wollen.

Unsere Kindermusicals erfüllten all diese Kriterien.

Ausblick

Es würde sich jetzt lohnen, die konkrete Entfaltung der Kindermusical-Arbeit mit all ihren Formaten, Chancen und Möglichkeiten darzustellen. Man könnte berichten von unzähligen Chorfreizeiten und Ausflügen, von engagierter Elternmitarbeit bei der Arbeit mit Requisiten, Masken, Kostümen und Kulissen, von phantasievollen Tanzeinlagen und Aufmärschen, vom Abenteuer der Rollenfindung und schauspielerischen Arbeit mit den Kindern, von einem lebendigen Gemeindebezug, von Vernetzungsmöglichkeiten mit anderen Gruppen der Gemeinden, von Aufführungen mit 70 Akteuren und, und, und... Hier ist nicht der Platz und die Zeit dafür. Ich möchte nur sagen: Die Arbeit mit Kindermusicals öffnet viele Tore und Herzen und macht nicht nur biblische Geschichten, Schulen und Gemeinden lebendig. Sie vertieft den eigenen Glauben und die eigenen Hoffnungen auf die Wirkkraft des Wortes Gottes – immer wieder und immer noch.

Literaturdienst

Franz Josef Zeßner-Spitzenberg: Vergessen und Erinnern. Menschen mit Demenz feiern Gottesdienst im Pflegeheim. Würzburg 2016, 300 S.

Trotz aller Sonntagsreden – und man könnte meinen in einer Zeit, wo das Thema ‚Demenz‘ in aller Munde ist, wäre das anders – werden betroffene Menschen von einem weiteren Vergessen bedroht: Sie werden politisch- gesellschaftlich marginalisiert. Das ist in der Kirche zumeist nicht anders. Deswegen sieht Franz-Josef Zeßner-Spitzenberg mit P. Pulheim und C. Schaumberger die Notwendigkeit, quasi eine „Bekehrung von Seelsorge und Theologie zu Menschen mit Demenz“ (S. 15) zu vollziehen.

In der vorliegenden, gekürzten Fassung seiner Dissertation wählt der Autor einen Ansatz bei der Liturgie. Er sucht in Alten- und Pflegeheimen danach, wo a) diesen besonderen Bedürfnissen gerecht geworden wird und b) die Botschaft eines menschenfreundlichen, vielleicht sogar tröstenden Gottes aufscheint. Im ersten Teil arbeitet der Autor zunächst mit Fragen zur theologischen Reflexion durch Demenz: Klassische Theodizee-Fragen, oft bislang in gänzlich anderen Kontexten (vgl. Holocaust) gestellt, werden hier nun auf den Heimaltag angewendet. Im zweiten und dritten Teil geht es konkret um adäquate Liturgie in österreichischen und deutschen Pflegeheimen. Mit Hilfe von qualitativer empirischer Forschung (die Rückläufe von angefragten Hauptamtlichen waren leider sehr gering!) versucht sich Franz-Josef Zeßner-Spitzenberg einer demenzgerechten Liturgie zu nähern.

Als erfahrener Seelsorger im Krankenhaus- und Altenheimbereich ist seine persönliche, erfahrungsbezogene Prämisse auch wissenschaftlich erkenntnisleitend: Er profitiert alltäglich von der (oft) poetischen Sprache der an Demenz erkrankten Menschen. Demzufolge werden immer wieder Gedichte assoziativ im Text eingestreut. Sein Opus wird gebildet aus einem ‚Vierklang‘: Poetisches/Literarisches, Befragungen, eigene Erfahrungen und Hintergründe, sowie Fachliteratur zum Thema.

Dem Autor geht es nicht um eine weitere theoretische Diskussion zum (Krankheits-)Verständnis von Demenz. Er möchte „Menschen mit Demenz ein besseres Leben ermöglichen“ (26). Hierbei sind für ihn grundlegend die Ablehnung engführender, beispielsweise utilitaristischer Menschenbilder. Im Kontext von Demenz sieht er identitätsbildende Begegnungen (Buber) und menschlich-göttliche Zusagen, die dafür sorgen, dass der Mensch un-

verwechselbar er selbst ist. Neben dem kognitiven (bewussten/expliziten) erläutert er das „implizite“, das sog. „Leib“- Gedächtnis, das in diesem Kontext relevant wird. Hinzu nimmt er das kommunikative und kulturelle Gedächtnis. Erinnerung wird zur „Theologischen Basiskategorie (ohne jegliche Leid-Vergessenheit, z. B. im Anblick der Shoa)“ (Metz, Mystik der offenen Augen), die die Kirche verpflichtet, gemeinschaftlich selber zur Zeugin, zur Tradentin zu werden. Eine liturgische Erinnerung heißt deswegen, den Menschen mit Demenz in die gemeinschaftliche Erinnerung der Gemeinde einzuschließen.

Der Autor entwickelt hiermit die Sichtweise der Demenz als *der* theologischen Krankheit neu und argumentiert überzeugend gegen ein reines Defizit-Modell: Gott vergisst den Menschen nicht, auch wenn das Volk (Israel) untreu wird und ihn selber vergisst. Als Teil der Gemeinschaft bleibt der selbst vergessende Mensch Teil der Erinnerung Gottes (71), was uns die Aufgabe abverlangt, ihn nicht aus der Erzählgemeinschaft fallen zu lassen.

Der zweite Teil der Studie (Menschen mit Demenz feiern Gottesdienst im Pflegeheim) nimmt exemplarisch die an ausgewählten österreichischen wie deutschen Orten gelebte Praxis in Augenschein.

Ein Grundforderung erfährt hier mit Klaus Deping beinahe beiläufig Erwähnung, nämlich dass altersverwirrte Menschen in die (zentrale) gottesdienstliche Gemeinschaft aller Gemeindemitglieder, sprich den Sonntagsgottesdienst, gehören. Der Einsatz von speziellen Taizé-Andachten für Menschen mit einer fortgeschrittenen Demenz u.a. mit eingängigen, vergleichsweise einfachen meditativen Gesängen, zeugt von einem erfahrenen Manko, dass nämlich die meisten gottesdienstlichen Angebote auch in stationären Einrichtungen zumeist nur für die vergleichsweise „fitten“ Bewohnerinnen und Bewohner konzipiert werden. Mit diversen Mythen rund um solche Gottesdienste räumt der Autor auf: Menschen mit Demenz können sich auch, z.B. mit einfachen Melodien, an Neuem erfreuen (vgl. Taizé-Gesänge).

Dem Autor ist unbedingt zuzustimmen, dass sorgfältig auf die Qualifikation derjenigen zu achten ist, die Gottesdienste mit Menschen mit Demenz gestalten: Es geht um die Haltung, um wechselseitige Berührbarkeit, Biografie-Kenntnisse, konfessionelle Beheimatung, mitunter schlicht um persönliche Elemente wie Begrüßung und Verabschiedung. Er stellt fest: Liturgie mit Menschen mit Demenz hat zwar eine Vielzahl an Schwierigkeiten zu überwinden. Sie hat manchmal unkonventionell „Einzelfälle“ zu lösen, mehr ganzheitliche Ansätze zu wählen und rücksichtsvoll auf „die Schwachen“ einzugehen.

Das III. Kapitel behandelt die Zweckfreiheit des Gottesdienstes: Franz-Josef Zessner-Spitzenberg

versucht die spezifischen (und auch spirituellen) Bedürfnisse einzelner Menschen und von Gruppen kennen zu lernen und auf den Forschungsgegenstand hin ernst zu nehmen

Trotz aller zu beobachtenden Phänomene und sinn- wie identitätsstiftenden Elemente ist Liturgie und Gottesdienst trotzdem auch im oben genannten Kontext kein probates Mittel um eine bestimmte Wirkung zu erzielen (Guardini) Sie ist nicht ständig (katechetisch, pastoral und missionarisch) zu instrumentalisieren. Von Taizé lernen heißt hier, sich absichtslos Gott anzuvertrauen (gratuité) können. Trotzdem kann begründet werden, dass die Teilnahme von Menschen mit Demenz biografisch und aktuell sinnvoll, wie individuell wohltuend und sozial geboten, sowie im Sinne einer freien Religionsausübung zu gewährleisten ist. Die Spanne zwischen institutionellen Forderungen und demenzgerechter, individueller Liturgie bleibt hiermit erhalten. Ob die Eingeladenen sich auch je aktuell angesprochen und genügend gesehen fühlen, und dann auch tatsächlich (mit)kommen, ist eine ganz andere Frage.

Natürlich sind viele beschriebene Erkenntnisse nicht neu, wie der Autor selber am Ende seiner Arbeit beinahe lapidar feststellt. In ihrer theologischen und praktischen Zusammenschau sind sie aber ein Novum, sie liefern wertvolle Argumentationshilfen und machen hoffentlich Theologinnen und Theologen in einem ansonsten in der Kirche randständig behandeltem Thema Mut und vielen in der Seelsorge Tätigen Appetit auf mehr. Hieraus Folgerungen für sonntägliche Gemeindegottesdienste für Menschen mit und ohne Demenz zu ziehen, würde mindestens eine weitere Untersuchung erforderlich machen. Viel gelebte, ermutigende und engagierte Praxis, in Kirchengemeinden, wie in stationären Einrichtungen der Altenhilfe, wären allemal zu wünschen.

Elmar Trapp

Erich Garhammer (Hrsg): Heiße Fragen, coole Antworten. Überraschende Blicke auf Kirche und Welt. Würzburg 2016.

Erich Garhammer, Pastoraltheologe in Würzburg und langjähriger Schriftleiter der Zeitschrift „Lebendige Seelsorge“ legt mit diesem Buch einen Sammelband seiner in besagter Zeitschrift geführten Interviews mit Persönlichkeiten vor – Quer- und Grenzgänger zwischen Kirche, Pastoral, Kultur und Kunst (z.B. Arno Geiger, Andreas Knapp, Rainer Bucher, Paul M. Zulehner, Hadwig Müller). Unter den Rubriken Spiritualität, Kunst, Sprache, Seelsorge und Einfachheit kommen so ganz unterschiedliche, jedoch allesamt kirchlich verbundene

Menschen zu Wort. Nonverbale Einführungsimpulse in die Abschnitte sind metaphorische Bildmotive.

Man merkt dem Buch an, dass es eine Zusammenstellung verschiedener Texte ist. Die Brüche und Sprünge sind spürbar, die Zuordnung der Texte in die jeweilige Rubrik hätte hier und da wohl auch anders sein können, begründet wird sie jedenfalls nicht. Auch wenn die Gespräche geführt wurden, bleibt unbekannt. Aber wer von diesem Buch akademische Genauigkeit erwartet, verkennt seinen Wert: Es geht nicht um Argumente, es geht um Zeugnisse.

Eine Vermutung zur Auf- und Unterteilung des Buches ist, dass der Herausgeber dem Leser Leitbegriffe an die Hand geben möchte, unter denen in der heutigen Zeit kulturfähige Theologie betrieben werden kann. Garhammer spricht im Vorwort von einer „Entdeckungsreise“. Garhammers Buch möchte Mut machen und das Potential von christlicher Verkündigung zeigen, in heutiger Welt, v.a. in der Verkündigung (z.B. „Predigt soll keine Weichspülrede sein“), in Grenzsituationen (z.B. „Eine Sprache finden für spirituelle Erfahrungen auf der Intensivstation“) oder als Verkörperung eines personalen Angebots (z.B. „Erkennbarkeit, Erreichbarkeit und Zugänglichkeit“). Garhammer gibt in den Gesprächen dem Gegenüber dafür angenehm viel Raum für eigene Worte.

Garhammer bündelt am Ende der Abschnitte und führt den kirchlichen Leser gleichsam zu sich selbst zurück: Nutzt die Kunst, be(ob)achtet eure Predigtsprache, Wertschätzt das Lebensalter, bleibt Einfach. Der Herausgeber möchte also durchaus etwas (eigenes) zu den Themen sagen. So ist das Buch mehr als ein Sammelband. Es ist eine Komposition.

Bei alledem fällt der Titel negativ heraus und mag vom Griff ins Bücherregal abhalten. Garhammer stellt gute, aber keine „heißen“ Fragen oder „heiße“ Themen in den Mittelpunkt. Und die Antworten der Gesprächspartner sind nicht plump „cool“, sondern sind intellektuelle Reflektionen. Garhammer bietet zwar im Vorwort ein Verständnis des Wortes „cool“ an, das aber wenig überzeugt. Ihm geht es um angstfreies Kirche-Sein in dieser Welt und Zeit, und von einem guten „Selbst-Bewusstsein“ zeugt dieses Buch auch. Es ist, mit kritischem Blick auf die Titelgestaltung, keineswegs reißerisch, sondern zeigt das Dahinterliegende.

Allen Freunden Garhammers, der im Erscheinungsjahr 65 Jahre alt wurde, wird dieses Buch eine Freude sein. Allen anderen ermöglicht es eine lesenswerte Zusammenstellung der ihm wichtigen Themen. Am Ende bleibt das Gefühl, dass Kirche sich in der modernen Kultur nicht zu verstecken braucht. Das beruhigt nicht einfach, das motiviert.

Jan-Christoph Horn

Auf ein Wort

Kurzbetrachtung zum Karneval

In der Kirche gilt beides:

Karneval - Carne vale:

Adieu, du Fleisch, du darfst meine Lust, sollst aber nicht mein Bestimmer sein.

Caro salutis est cardo – „Das Fleisch ist der Angelpunkt des Heils.“
(Tertullian, De resurrectione carnis 8,2)

Dass Gottes Wort Fleisch wurde, ist kein Irrtum der Heilsgeschichte.

Gunther Fleischer

Unter uns

Irrtum oder Wahrheit?

Im Veranstaltungskalender der „Katholischen Kirche in Brühl“ findet sich folgende Ankündigung:

„Einfach mal Theater spielen! – Gespräche vor der kirchlichen Trauung“
Dann folgt die Einladung zu einem Improvisationstheater.

Die Herausgeber des Programms versichern mir, dass es sich bei dem Untertitel um ein Versehen des Layouters handelt. Er hat eine Zeile aus dem vorigen Programm an dieser Stelle nicht getilgt.

Pfr. Hubert Ludwikowski, Brühl

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E